



Berlin, den 8. Juni 1901.

## Hamburg seit dem Zollanschluß.

**V**erläßt der Handel überhaupt nur ungern seine gewohnten Bahnen, um neue Wege einzuschlagen, so ist sein Beharrungsvermögen natürlich da am Stärksten, wo die örtlichen Vorbedingungen seiner Ausübung erst künstlich und unter Aufwendung vieler Mühe, großer Kosten und praktischer Klugheit in Jahrhunderte langer Arbeit geschaffen wurden.

Der älteste Theil der Stadt Hamburg ist eine den Wenden zu missionaren und politischen Zwecken abgewonnene Siedelung um den auf der Wasserscheide zwischen Elbe, Alster und Bille erbauten Dom. Daß die hier nach langen Kämpfen und mit wechselndem Kriegsglück langsam überwältigten Wenden zum Theil in den Gemeindeverband aufgenommen wurden, ist an sich wahrscheinlich und auch, wie vielfach elbstwärts, in so manchem aus dem Wendischen verstümmelten Straßennamen noch erkennbar: Schopensehl und Kattrepel aus dem Deutschen erklären zu wollen, führt nur zu Ueberheiten; und Kattrepel ist überdies auch ein Ortsname in Dithmarschen.

Auf jener wasserscheidenden Anhöhe zwischen den von den Gewässern der Alster und Bille überschwemmten Niederungen fehlte jede Möglichkeit eines direkten Zuganges zu dem weltverbindenden Strom der Elbe; als man sich ihr später nähern wollte, wurde die Bille zurückgedämmt, die eben so regellos fließende Alster durch Schleusen, Stauwerke und Eindämmungen so unter Zucht und Gehorsam genommen, daß man mit ihrem in einem großen Becken gesammelten und mit dem zur Zeit der Fluth zurückfließenden Elbwasser die allmählich angelegten, die Verbindung zwischen Alster und Elbe herstellenden Kanäle — in Hamburg Fleet genannt — beliebig speisen konnte. Die Elbe

selbst war wohl eigentlich nur ein Nebenarm, da der Hauptarm ursprünglich, wie es scheint, bei Harburg vorbeifloß. Durch Vertiefung der Fahrrinne und konsequent durchgeführte Deichbauten wurde dann unter vielen Kämpfen und nicht ohne lebhaften Widerspruch, besonders der Lüneburger Nachbarn, die hamburgische Elbe zum Hauptarme und damit erst fähig gemacht, die Vermittelung des überseeischen Verkehrs zu übernehmen. Hier gereichte es der Entwicklung des Handels zum größten Vortheil, daß die ursprüngliche Siedelung zwar — wohl aus Furcht vor Seeräubern — in erheblicher Entfernung von der See, aber doch so angelegt ist, daß die Fluthwelle bis Hamburg und noch weiter — etwa vier Meilen — stromaufwärts geht. An jenen Fleeten wurden Speicher erbaut, so daß die Waarenbewegung auf die bequemste und billigste Weise vor sich ging. Was konnte im Vergleich hiermit in den Zeiten vor Anlage der Eisenbahnen der Frachtoverkehr auf den Landstraßen und die sich auf der Oberelbe landeinwärts bewegende Schifffahrt, ehe die Möglichkeit eines Schleppereibetriebes vorhanden war, zu bedeuten haben?

So gewöhnte sich der hamburgische Handel immer mehr daran, sein Schwergewicht auf die überseeischen Verbindungen zu legen, und nur Wenige vermochten zu ahnen, daß der Fortfall der gegen das Inland errichteten Zollschranken zum Beispiel eine ganz andere Ausnutzung nicht nur der nach dem übrigen Deutschland führenden Eisenbahnlinien, sondern selbst der Gleise gestatten würde, die von den Kais nach den Bahnhöfen führten. Der ziemlich allgemein herrschenden Meinung gab denn auch im Frühjahr 1889 eine — später eingegangene — hamburgische Zeitung Ausdruck, als sie sagte, sie glaube an keinen zu erwartenden Aufschwung des gewerblichen Lebens durch den ungehinderten Verkehr mit den vierzig Millionen Einwohnern des deutschen Hinterlandes; viele Geschäftszweige würden rettungslos verloren sein und das Grundeigenthum müsse entwerthet werden.

Daß sich alle Möglichkeiten, die man damals befürchtete oder erhoffte, als irrig erwiesen haben, lehrt das Staatsbudget und die Statistik. Schon, daß die Einnahmen aus den Kisanlagen in Gestalt von Kai-, Lager-, Wiege- und Krähngeld und Ladelöhnen von 1233 000 Mark im Jahre 1888 auf 2 351 200 Mark, worauf sie für 1901 veranschlagt werden, gestiegen sind, muß die Vorstellung einer stark aufsteigenden Entwicklung hervorrufen. Und dieser Eindruck wird durch die Thatfachen noch weit übertroffen.

Bei dem im Folgenden mitgetheilten Zahlenmaterial ist zu berücksichtigen, daß von der — ausgezeichneten — amtlichen Statistik der bloße Durchgangsverkehr eben so wenig wie der Waarenverkehr berücksichtigt wird, der sich aus dem Freihafen nach der zollangeschlossenen Stadt und umgekehrt bewegt. Eben so wenig berücksichtigt sie den Verkehr von und nach Altona, Kiel und Harburg noch den Post- und Frachtoverkehr mit der nächsten Umgebung Hamburgs.

Im Jahre 1888 betrug die gesammte see- und landwärts erfolgte Ausfuhr 1940842000 Mark, im Jahre 1899 dagegen 3056339120 Mark; sie hat sich also um 1115497120 Mark gehoben. Und zwar stieg die Ausfuhr über die Oberelbe und auf den nach dem übrigen Deutschland führenden Eisenbahnen von 882961000 Mark im Jahre 1888 auf 1413795090 Mark im Jahre 1899 und der Werth der überseeischen Ausfuhr von 1057881000 Mark im Jahre 1888 auf 1642544030 Mark im Jahre 1899: der deutsche Markt ist also nach Fortfall der Zollschranken um den Betrag von 530834090 Mark aufnahmefähiger geworden und seewärts sind für 584663030 Mark mehr Waaren vertrieben worden.

Einen ganz außerordentlichen Aufschwung hat dabei der Verkehr zur See mit deutschen Häfen genommen; er ist von 1011381 Doppelcentnern im Jahre 1888 auf 5295901 Doppelcentner im Jahre 1899 gestiegen, zeigt also eine Vermehrung von 4284520 Doppelcentnern. Was diese Ziffer bedeutet, kann man daraus ermessen, daß der Werth der 1899 nach deutschen Häfen versandten Waaren auf 163447010 Mark geschätzt wird.

Welches Maß von zunehmender industrieller Thätigkeit — um auch hiervon ein Beispiel zu geben — in den mitgetheilten Zahlen zum Ausdruck kommt, kann man sich klar machen, wenn man bedenkt, daß im Jahre 1888 an Möbeln seewärts ausgeführt wurden: 70663 Doppelcentner im Werth von 8480000 Mark, landwärts auf Eisenbahn und Oberelbe dagegen nur 4949 Doppelcentner im Werth von 589000 Mark, im Ganzen also 75612 Doppelcentner im Werth von 9069000 Mark. Dagegen gingen im Jahre 1899 landeinwärts 11609 Doppelcentner zu 1276990 Mark und seewärts 66692 Doppelcentner zu 7195020 Mark; also ist der gesammte Export an Möbeln um 3289 Doppelcentner gestiegen.

Selbstverständlich hatte die gesteigerte Handelsthätigkeit auch eine sehr rasch fortschreitende Erhöhung der staatlichen Ausgaben zur Folge: so beträgt der Budgetanschlag für 1888 41664471 Mark, während er für 1901 auf 117993445 Mark gestiegen ist. Natürlich hat sich auch der Wohlstand gehoben, doch lange nicht in dem selben Grade wie der Handel: wahrscheinlich, weil die Kapitalsbildung durch die Theuerung aller Lebensbedürfnisse und die vielfach hoch gespannte Lebenshaltung ungünstig beeinflusst wird: im Jahre 1888 wurde der Ertrag der Einkommensteuer auf 8000000 Mark berechnet, im Jahre 1900 dagegen auf 21700000 Mark, wobei jedoch zu berücksichtigen ist, daß die Steuer seit 1888 mehr als verdoppelt worden ist.

Der Steigerung der Bevölkerungszahl von 471427 im Jahre 1885 auf 704669 im Jahre 1900 entspricht das Steigen der Grundsteuer von 8720000 Mark im Jahre 1888 auf 12800000 Mark im Jahre 1900.

Daß die Vermehrung der Bevölkerung auch eine Vermehrung der

Transportmittel zur Folge hat, liegt in der Natur der Sache: vom ersten Juli 1887 bis zum dreißigsten Juni 1888 haben, abgesehen von den Abonnenten, 2079468 Personen die Pferdebahnen, vom ersten Juli 1898 bis zum dreißigsten Juni 1899 dagegen 68875265 Personen die — nun längst elektrisch betriebenen — Straßenbahnen und außerdem im Jahre 1898 (ohne Die zu zählen, die nur Theilstrecken gefahren sind) 10533410 Personen die Hamburg-Altonaer Centralbahn benutzt.

Diese durch die Trambahnen vermittelte radiale Ausstrahlung der so stark vermehrten Bevölkerung nach der Peripherie hat noch ganz andere Folgen, und zwar besonders auf architektonischem Gebiet, gezeitigt. Im Allgemeinen geht keine bauliche Entwicklung sprunghaft und plötzlich, sondern fast immer langsam und allmählich vor sich und überall ragt die Vergangenheit mit tausend Erinnerungen in die Gegenwart hinein. Auf den Fachwerkbau folgt der Backsteinbau, der wieder, sobald er zur Herrschaft gelangt ist, für monumentale Bauten regelmäßig den Bruchstein zu Hilfe nimmt. Nur große Umwälzungen beschleunigen den Fortschritt und bedingen eine schnellere Entwicklung: so hatte der große hamburger Brand die Erbauung langer Straßenslinien in Backsteinbau zur Folge. In den von dem Brande nicht berührten Stadttheilen dagegen blieben die Fachwerkbauten nicht nur in großer Zahl bestehen, sondern man konnte noch vor zwanzig Jahren nicht selten sehen, wie das Dach eines solchen Hauses abgetragen und zur Erhöhung des Hauses ganze Stagengerüste in Balkenbau hinaufgewunden wurden. Keine Kunst hält sich so sehr an überlieferte Formen und folgt so streng den örtlichen Gewohnheiten wie eben die Architektur. Da die Stadt eine für jene Zeiten starke Festung war — die Thorsperre ist erst Ende 1860 aufgehoben worden —, so wurden die Häuser in Stadttheilen, wo nicht der Handel, sondern im Wesentlichen die Gewerbe betrieben wurden, mit einer Raumersparniß erbaut, von der man in unseren Zeiten kaum noch eine Vorstellung hat.

Die ursprüngliche Siedelung war so klein, daß die das östliche Stadtthor mit ihr verbindende Straße, der Speersort, nur etwa achtzig Meter lang ist. Außerhalb dieses Thores begann die nach Osten führende Landstraße, die sehr bald zur Stadt gezogen und wohl, weil sie zuerst oder wenigstens sehr früh geflästert wurde, den Namen Steinstraße erhielt. Sie läuft auf dem Höhenrücken, der die centrale Wasserscheide fortsetzt — in Hamburg Seeß im Gegensatz zur Marsch genannt — mit kaum merklicher Senkung entlang. Hier konnten keine stattlichen Kaufmannshäuser erbaut werden, weil auf der Seeß natürlich kein Fleet vorhanden war. Solche Häuser wurden vielmehr da erbaut, wo der hinter ihnen liegende Speicher an ein Fleet stößt, damit die Waarenbewegung zwischen Fleet, Speicher und Kontor hergestellt wurde und der kaufmännische Besizer in unmittelbarster Nähe der Wohnung

auch sein Geschäft hatte. Das Hinterland — wenn man es so nennen darf — der beiden Häuserreihen der Steinstraße wird von sogenannten Höfen oder Gängen eingenommen, die in manchen anderen Theilen der Stadt verschwunden oder im Verschwinden sind. Ein meist außerordentlich schmaler Gang wird auf beiden Seiten von Banlichkeiten eingefaßt, die nicht aus mehrfachen architektonischen Einheiten bestehen, sondern in den enghen Raumverhältnissen eine einzige ausgedehnte Einheit bilden.

Nicht viel anders sind die baulichen Verhältnisse in der ersten von der Steinstraße seitlich abführenden Straße, dem Kattrepel, beschaffen. Hier ist der Neigungswinkel der Haustreppe der Häuser, so weit sie noch in Fachwerk aufgeführt und nicht durch Neubauten in Backstein ersetzt sind, nicht selten fünfzehn Grad und die Stufenbreite zwischen den Treppenwangen vielfach noch weniger als fünfzig Centimeter. Man würde aber irren, wenn man glauben wollte, hier hätten nur sogenannte kleine Leute gewohnt. Vielmehr gehörte zu den Bewohnern der Steinstraße bis zum Jahre 1799 zum Beispiel Johann Andreas Barnhagen (von Ense hat erst sein Sohn hinzugefügt), „*Fac. Med. Doctor, Churpsalzbairischer Medizinalrath*“, und im folgenden Jahre seine Wittve und sein Sohn zu denen des Kattrepels. Man möchte es daher fast einen architektonischen Atavismus nennen, wenn in den nach dem Brande durch Backsteinbauten erneuerten Straßen eben so wie in den dann nach und nach besiedelten Vororten die Treppenanlage, wenn auch natürlich lange nicht so steil noch so schmal wie im Kattrepel und den Höfen der Steinstraße, so doch der unbequemste Theil der Häuser ist.

Ganz anders wurden die baulichen Verhältnisse durch die große, vom Zollanschluß bedingte Bevölkerungsbewegung gestaltet. Erstens nämlich nahm der schon vorher vorhandene Zug der Bevölkerung nach Norden und Nordosten noch stärkere Dimensionen an als früher: ganze Quartiere entstanden, theils den Linien der Straßenbahnen folgend, theils sie hinter sich herziehend. Die neuen, hier entstandenen und immer weiter entstehenden Einzel- und Etagenhäuser zeigen einen gewaltigen Fortschritt in dem gesammten Bauplan und besonders in der Treppenanlage, die hier, weil sich das hamburgische Baupolizeigesetz mit einer Haustreppe begnügt, in noch viel strengerem Sinne Hauptstück und Mittelpunkt ist, um den das ganze Haus disponirt ist, als anderswo: diese Treppen sind fast überall in den bequemsten Steigerungsverhältnissen und mit ausgiebiger Raumverwendung angelegt.

Dem Expansionsbedürfniß der wohnhaften Bevölkerung steht diametral der Konzentrationzug gegenüber, der den Handel immer weiter im Mittelpunkte der Stadt zusammendrängt. Altona wird allmählich von den größeren kaufmännischen Betrieben verlassen, und wie diese in Hamburg die Ortsbequemlichkeit suchen, die Handel und Wandel dringend verlangen, so fangen

die meist kleinen Kontore, mit denen sich die Kaufleute vor und unmittelbar nach dem Zollanschluß im Allgemeinen begnügten, jetzt an, großen und sehr hohen Geschäftspalästen zu weichen, die als Ersatz der niedrigen und unbedeutenen, nur geschäftlichen Zwecken dienenden Häuser der inneren Stadt theils schon erbaut, theils geplant sind. Und wunderbarer Weise werden diese mit Fahrstuhl, Waarenaufzug, Dampfheizung und elektrischem Licht ausgestatteten Riesenbauten gerade nach Dem genannt, was sie nicht besitzen und was, wenn, wie nicht anders zu erwarten ist, unter dem verstärkten Impuls, den ihr Entstehen dem Verschwinden der geringsten architektonischen Organismen der Vorzeit, den Höfen, geben wird, bald ganz in Hamburg aufhören muß: nämlich Höfe. So giebt es denn einen Admiralität-, Alsterdamm-, Actus-, Bleichen-, Börsen-, Burg-, Doven-, Gröninger-, Hansa-, Heintze-, Holsten-, Johannis-, Luifens-, Nobels-, Post-, Reichen-, Rolands-, Schlenker- und Wilhelmshof, dagegen nur zwei Häuser: Börsen- und Afrifahaus, und eine Burg: die Karlsburg. Dem größten, in massigen Quadern aufgeführten Geschäftshause hat sein Erbauer, C. F. Loeßig, seinen Namen zu geben verschmäht. Wie schnell diese Entwicklung vor sich geht, kann man daraus sehen, daß in einer kurzen Straße bereits vier dieser Bauten entstanden sind.

So groß aber auch alle diese Veränderungen sind: sie erscheinen klein und unbedeutend Dem gegenüber, was die nächste Zukunft bringen muß. Die vorher erwähnte Straße Speersort ist in ihrem Haupttheil nur etwas über zehn Meter breit, während die von Friedrich Wilhelm dem Ersten angelegten Straßen der Friedrichstadt von Berlin sämmtlich eine Breite von etwa sechs rheinländischen Ruthen (= 22,62 Metern) haben. Vor dem Zollanschluß genügten diese und zahlreiche andere ähnliche hamburger Straßen dem Verkehr; jetzt sehen sie sich von täglich anwachsenden Menschenmassen durchflutet, die immer energischer auf ihre Verbreiterung hindrängen müssen. Da harret eine ungeheure Aufgabe, deren Bewältigung das ganze Stadtbild umgestalten muß.

Viel Interesse bieten neben so manchem Räthsel die Listen der Aus- und Einfuhr des letzten zur Bearbeitung gekommenen Jahres (1899): so wurde Butter eingeführt im Werth von 10264180 Mark, ausgeführt dagegen für 15766210 Mark. Die 5502030 Mark, um die die Ausfuhr die Einfuhr übertrifft, und den Verbrauch des Butter essenden Hamburg selbst mußte also der Nah- und Nachbarverkehr liefern. Gegen alle Erwartung klein ist Ein- und Ausfuhr von Margarine: sie verhält sich wie 4186320 zu 3677810. Man würde jedoch sehr irren, wenn man glauben wollte, die Bevölkerung theilte sich an diesem Genuß mit nur 1509510 Mark; giebt es doch in Hamburg nicht weniger als neun Margarinefabriken und dreißig Engrosgeschäfte des Artikels. Das Ausland dagegen zieht die Butter

noch immer vor: so ist nach Großbritannien für 3,561,830 Mark Butter, aber nur für 375,070 Margarine ausgeführt worden.

Merkwürdig ist auch das Verhältniß von Cognac zu Rum. Von Cognac wurden nämlich ausgeführt 25,190 Hektoliter, jedoch eingeführt 13,384 Hektoliter, so daß 1,180,600 Liter in Hamburg für den Export hergestellt worden sind. Dagegen betrug die Ausfuhr von Rum 71,101 Hektoliter, der eine Einfuhr von nur 14,512 Hektoliter gegenübersteht; also hat die hamburger Fabrikation 5,658,900 Liter hergestellt. Dieser große Mehrverbrauch von Rum erklärt sich hauptsächlich dadurch, daß allein nach Großbritannien, West-Afrika, Britisch-Ostindien und Siam nicht weniger als 5,915,5 Hektoliter ausgeführt wurden.

Auffallend gering ist der Handelsverkehr mit Wein: eingeführt wurden 319,696 Hektoliter, ausgeführt 287,237 Hektoliter, so daß 3,245,900 Liter in der Stadt selbst konsumirt oder auf Lager gegangen wären.

Sehr merkwürdig ist die relativ erhebliche Einfuhr von Genever, der in Hamburg so gut wie gar nicht getrunken wird, nämlich 20,099 Hektoliter, von denen nur drei Hektoliter mit der Hamburg-Venloer Eisenbahn, dagegen 19,823 Hektoliter seewärts allein aus den Niederlanden eingingen. Dem gegenüber steht eine Ausfuhr von 64,453 Hektolitern, wovon der Löwenantheil in dem nichtdeutschen Westafrika und auf dem Festlande von Australien, nämlich 39,805 und 11,048 Hektoliter, verbraucht wird. Da Deutsch-Westafrika und Deutsch-Südwestafrika zusammen nur 1713 Hektoliter bezogen haben, so fällt durch diese statistischen Mittheilungen ein helles Licht auf die energische Kulturarbeit, der sich England und das unter englischem Einfluß stehende Portugal auf dem Wege des Gin-Importes unterzogen haben.

Der Einfuhr von Liqueur und anderem Branntwein — 32,127 Hektoliter im Werth von 3,468,190 Mark — steht eine Ausfuhr von 57,515 Hektolitern im Werth von 5,630,960 Mark gegenüber, so daß also 25,388 Hektoliter im Werth von 2,562,750 Mark durch die heimische Industrie hergestellt worden sind. Hierbei ist das weitaus größte Absatzgebiet Nordamerika: nach den Vereinigten Staaten sind 21,650 Hektoliter verschifft worden, dann folgen Britisch-Ostindien mit 2584 und das englische und portugiesische Westafrika mit 10,181 Hektolitern.

Ganz anders steht es mit dem Bier: eingeführt wurden 250,825 Hektoliter, ausgeführt dagegen nur 167,869, so daß der hamburger Konsum mit 92,956 Hektolitern importirten Biers den durch die heimische Fabrikation hergestellten Bedarf ergänzt hat.

Merkwürdig ist, daß von Buchweizen und Hirse 195,780 Doppelcentner ein, jedoch nur 8991 Doppelcentner ausgeführt wurden. Daß der Buchweizen zum großen Theil in Hamburg oder der nächsten Umgebung

blieb, kann man verstehen; aber wo sind die 110682 Doppelcentner Hirse geblieben, die im Jahre 1899 eingeführt worden sind? In Hamburg wird Hirse nur als Vogelfutter verbraucht: sollte der Ueberschuß zur Verproviantirung der Seeschiffe verwandt und deshalb der Ausfuhrstatistik entgangen sein? Bemerkenswerth sind auch die Länder, aus denen Hirse gekommen ist, nämlich Rumänien, russische Häfen, preussische Ostseehäfen und — wer sollte es glauben? — Italien und Frankreich. Daß mit der Eisenbahn und auf der Oberelbe nur 26 Doppelcentner eingegangen sind, dürfte sich daraus erklären, daß die ostelbwärts ansässigen Wenden, so weit sie nicht germanisirt sind, nur für den eigenen Bedarf bauen und, wenn sie morgens auf Arbeit gehen, den Topf Wasserhirse mitnehmen, der sich bis zum Mittag heiß erhält.

Der Dom und die Siedelung um ihn war eine territoriale Gründung zur Anbahnung und Sicherung der politischen Herrschaft der Deutschen über die Wenden; reich mit Besitz ausgestattet, bildete die ihn verwaltende Körperschaft einen Staat im Staate: während „Seine Excellenz und Hochwürden“ der Herr Propst, meist einem hervorragenden dänischen oder holsteinischen Geschlecht entstammend, eine mehr dekorative Stelle einnahm, hießen „Seine Hochwürdigste Magnificenz“ der Herr Dechant und die Domherren mit dem Stadtregiment oft genug hart zusammen: daran hat auch, wie man beobachtet haben will, der Umstand kaum Etwas geändert, daß zu Inhabern der Kurien — so hießen die Amtshäuser der Mitglieder des Domkapitels — vielfach Männer aus den maßgebenden Familien der Stadt gewählt wurden. Jedes Reichsindividuum ging eben in dem ihm zunächst liegenden kleinen Mikrokosmos auf und der hamburgische Bürger zog sich gegebenen Falles aus der hansestädtischen Republik in die domherrliche Kurie zurück.

Dom und Kapitel blieben so lange bestehen, wie die unentwirrbare Mannichfaltigkeit reichsdeutschen Lebens den ritterlichen, kapitularen und anderen politischen Sonderexistenzen Luft und Licht gönnte. Im Reichsdeputationshauptschluß des Jahres 1802 fiel der Dom mit Allem, was dazu gehörte, in aller Form Rechtsens an Hamburg: das seewärts gerichtete Handelsinteresse hatte über den letzten, schon längst verkümmerten Rest territorialer Beziehungen gesetzt. Zuerst ließ man den Dom allmählich verfallen, dann wurde er abgebrochen und auf seinem Areal das Johanneum mit den benachbarten Straßenzügen erbaut. Endlich fuhr die größte praktische Intelligenz der deutschen Geschichte mit starker Faust rauh in die Handelsgeschichte der Stadt hinein, verhalf dem Gewerbe, das die Kraft dazu in sich fühlte, zu neuem Aufschwung, schuf dem Seehandel die Vorbedingungen weiterer Entwicklung und fügte das alte Elbemporium dem territorialen Zusammenhang Deutschlands ein.



## Philosophie des Geldes.

Wer in früheren Zeiten philosophirte, hatte von Anfang an, mochten ihm die Erscheinungen auch noch so flüchtig sein, doch den einen festen Punkt: auf dem er stand. Wenn er auch wußte, daß frühere Denker anders gelehrt hatten, so kam ihm doch nicht zum Bewußtsein, daß diese andere Lehre nothwendig erzeugt war durch die Zeit, die ihren Inhalt in ihn goß, und daß er selbst auch nur eben ein Gefäß sei, in das gesellschaftliche Wirkungen seiner Mitwelt einströmten; sondern er hatte noch den stolzen Muth und den Glauben an die Möglichkeit einer absoluten Erkenntniß. Eine hauptsächlichste Bedeutsamkeit des Buches von Georg Simmel, das unter dem Titel „Philosophie des Geldes“ erschienen ist, scheint mir zu sein, daß es nicht nur vom modernen relativistischen Standpunkt aus geschrieben ist, nicht nur mit kaltem Sinn auch den eigenen Inhalt als bedingt hinstellt: es ist hier der entscheidende Schritt gewagt und bis zum Centrum des Problems die Frage, die uns eben ja Allen schwer auf der Seele lastet, untersucht worden: inwiefern wir heute, wenn wir uns ehrlich um die letzten Fragen abmühen, immer auf die relativistische Antwort kommen müssen. Mit anderen Worten: Simmel läßt die Soziologie nach der letzten Veranlassung des Denkens unserer Zeit forschen.

Durch diese Wendung erhält seine Philosophie ihr bestimmendes Gepräge. In zwei große Lager kann man die Denker aller Zeiten theilen: in das Derer, die nach dem Sollen fragen, und in das der Anderen, die über das Sein nachdenken, in die Gesetzgeber und die Kritiker. Die Einen scheinen außer oder über ihrer Zeit zu stehen, der sie ihren Willen aufzwingen wollen: lebt man in hinreichender Entfernung von ihnen, so sieht man, daß auch sie in ihrer Zeit standen und wirkten, wie etwa der Utopist Plato doch in Grunde nur die Tendenzen des griechischen Lebens abstrakt dargestellt hat; und so wird man später auch bei Nietzsche urtheilen, daß sein Kampf gegen seine Zeit im Grunde doch ein Kampf für die höchsten Ziele seiner Zeit war. Bescheidener scheint das Ziel der Anderen: aus den Formen ihrer Zeit deren Sinn abzulesen und über die eigene Persönlichkeit aufzuklären. Aber der Mensch ist nun einmal ein wollendes Wesen; und auch ohne ihre Absicht ergeben sich aus dieser Kritik Forderungen, wenn auch nicht so laute wie bei den Anderen.

Simmels Buch selbst zeigt, wie es kommt, daß die zweite Art und heute so angemessen ist, daß es für die erste einer ganz besonderen Leidenschaft bedarf, die sogar die Unwahrheit gegen sich und das tiefste Sehnen des Denkers selbst nicht schont: ein entsetzliches Zeichen wider uns, daß unsere Propheten verzweifelnde Schauspieler sein müssen, wie es ja auch zur Zeit Platons ge-

schah. Was wir ohne Bedenken genießen können, ist nur die Klugheit eines stolzen Herzens, das sein Wollen zurückhält und sich am Spiel seiner Einsicht genug zu erfreuen versteht.

Simmel bringt zum Centrum des Problems vor: er untersucht das Geld. Er faßt diese Bedeutsamkeit seiner Philosophie zusammen am Ende seines Buches: „Indem hier ein Gebilde der historischen Welt das sachliche Verhalten der Dinge symbolisirt, stiftet es zwischen jener und diesem eine besondere Verbindung. Je mehr das Leben der Gesellschaft ein geldwirtschaftliches wird, desto wirksamer und deutlicher prägt sich in dem bewußten Leben der relativistische Charakter des Seins aus, da das Geld nichts Anderes ist als die in einem Sondergebilde verkörperte Relativität der wirtschaftlichen Gegenstände, die ihren Werth bedeutet; und wie die absolutistische Weltansicht eine bestimmte intellektuelle Entwicklungstufe darstellte, in Korrelation mit der entsprechenden praktischen, ökonomischen, gefühlsmäßigen Gestaltung der menschlichen Dinge, so scheint die relativistische das augenblickliche Annäherungsverhältniß unseres Intellekts auszudrücken oder, vielleicht richtiger: zu sein, bestätigt durch das Gegenbild des sozialen und des subjektiven Lebens, das in dem Geld eben so den real wirksamen Träger wie das abspiegelnde Symbol seiner Formen und Bewegungen gefunden hat.“

Das Buch zerfällt in zwei Theile: einen analytischen und einen synthetischen. Der eine liegt „diesseits, der andere jenseits der ökonomischen Wissenschaft vom Gelde“. Der erste stellt die Voraussetzungen einzelpsychologischer Natur wie der soziologischen Wechselwirkung und der logischen Thatsächlichkeiten dar, wie sie sich lädenhaft in der geschichtlichen Entwicklung des Geldes zeigen und begrifflich ergänzt, abstrahirt und geordnet werden müssen; der zweite zeigt die Wirkungen des Geldes auf das seelische Leben des Einzelnen wie der Gesellschaft, Lebensgefühl, Schicksal, Seelengestaltung der Individuen und Kultur der Gesellschaft. „Der eine soll das Wesen des Geldes aus den Bedingungen und Verhältnissen des allgemeinen Lebens verstehen lassen, der andere umgekehrt deren Wesen und Gestalt aus der Wirksamkeit des Geldes.“ Der erste Theil ist wissenschaftlicher Natur, von der allgemeinen Art der Geisteswissenschaften, wo die Abstraktion statt Instrument und Experiment steht; der zweite Theil ist philosophischer Art; er behandelt Dinge, die bei einem fortgeschrittenen Stand der Wissenschaft als „exakt“ erforschbar gedacht werden können, jetzt aber noch Domäne des Denkers sind; und Dinge, vor Allem alles Seelische, die niemals einer exakten Behandlung fähig sein werden, sondern immer nur innerlich nachgefühlt und nachgebildet werden müssen. Ohne den zweiten wäre der erste Theil so gleichgiltig, wie es unsere Wissenschaft meist ist; dadurch, daß er die Voraussetzungen des zweiten giebt, bekommt er das hohe Interesse, das nothwendig

alle Dinge haben müssen, die unser Lebensgefühl betreffen. Deshalb gebe ich hier kurz die Hauptsätze aus dem ersten Theil wieder.

Durch den Tausch geht der Gegenstand aus der bloßen Subjektivität seines Werthes in die Objektivität über: sein Werth wird objektiv, indem ein anderer für ihn gegeben wird. Das Geld als der allgemeine Gegenwerth aller tauschbaren Werthe ist der verselbständigte Ausdruck der Tauschrelation. Es kann Das zunächst nur dadurch, daß es selbst Werth ist, nicht ein bloßes Zeichen. Aber das werthvolle Metall hat zuletzt nur noch die Bedeutung eines notwendigen, aber indifferenten Trägers einer Funktion. Seine Qualität ist völlig ausgelöscht: es hat nur Quantität; und seine Funktion ist, die Qualitäten, die Welt der ökonomischen Dinge, die sich in harter Gegenständlichkeit auf den Markt drängen, in Quantitäten aufzulösen, indem es als ihr Gegenwerth sie in einer nur quantitativ bestimmten Summe ausdrückt.

Die allgemeine Wandlung in unsern Anschauungen ist die selbe, die sich bei diesem Prozeß zeigt. Wie es von der Substanz zur Funktion umschlägt: „ . . . Auch diese Meinung stellt es, wie das Mittelalter, den Bewegungen der wirtschaftlichen Objekte als ein *ens per se* gegenüber, statt es in sie einzubeziehen und zu erkennen, daß es, welches auch sein Träger sei, als Geld nicht sowohl eine Funktion hat, als eine Funktion ist. Bei jener oberflächlichen Anschauung hat wohl das alte Schema mitgewirkt, das die Erscheinungen durchgehend in Substanzen und Accidenzen theilen ließ . . . Der Geldwerth wird aber der Reduktion auf einen Funktionwerth eben so wenig widerstehen können, wie das Licht, die Wärme und das Leben ihren besonderen substanzialen Charakter bewahren und sich der Auflösung in Bewegungarten entziehen konnten.“ Und das Umschlagen der Qualität in die Quantität: so haben wir Farben und Töne als Schwingungen von größerer oder geringerer Länge aufgefaßt; oder denken wir an eine Hypothese, daß die Elemente nur verschiedene Schwingungen eines Grundkörpers sind. „Zu anderer Form und Anwendung ist die selbe Grundtendenz in all den Fällen wirksam, wo man frühere Annahmen eigenartiger Kräfte und Bildungen auf die Massenwirkung sonst bekannter, unspezifischer Elemente zurückgeführt hat“, wie bei Bildung der Erdoberfläche aus vielen kleinen Wirkungen von Wasser, Luft, Kälte, Wärme, Pflanzen statt durch plötzliche und gewaltige Katastrophen; und wie in der Geschichtsauffassung, wo man an die Stelle der großen Einzelpersönlichkeit die gleichartige Masse gesetzt hat und für die große, welterschütternde That kleine, sich summirende Vorgänge des wirtschaftlichen und weiteren Lebens. Das Geld ist das trefflichste Symbol für dieses Verschwinden des Spezifischen, Individuellen, Geformten, Qualitativen in ein bloßes Zahlenverhältniß; und noch weiter für die allgemeine relativistische Weltanschauung, nach der das gesammte bunte Sein mit allen scheinbaren Quadern und

festen Säulen nichts ist als eine schillernde Seifenblase, die frei in der Luft schwebt, zusammengehalten allein durch die Spannung ihrer Theile; wenn diese verloren geht, so platzt sie, und von aller Pracht und allem Glanz bleibt nichts als ein gleichgiltiger Tropfen schmutzigen Wassers.

Der, dessen Herz sich empört gegen solche Zerflörung, mag in dieser selben Philosophie den Trost finden für sie: daß auch sie nicht das letzte Wort ist, sondern nur der Ausfluß von Zeitverhältnissen, dessen tiefste Quelle uns eben Simmel im Geld zeigt; und wie auf Pythagoras doch wieder Plato gefolgt ist, nachdem gegen die nicht mehr zu überbietende letzte intellektualistische Konsequenz der Sophisten Sokrates wieder Instinkt und Lebensgefühl in ihr Recht eingesetzt hatte, so wird auch diese Philosophie wieder abgelöst werden; ferner aber, daß sie ihre eigene Kritik ist; denn indem Simmel im zweiten Theil die Konsequenzen für Kultur und Lebensgefühl schildert, giebt er, gerade durch seine Objektivität, ihre schärfste sittliche Verurtheilung. Wir sind aber doch sittliche Wesen, denn unser Erkennen scheidet uns nicht prinzipiell vom Thier, mag es auch immer noch weitergehen; und eine Verurtheilung durch unser Wollen ist endgiltig; durch unsere Einsicht verwerfen wir nicht und nehmen wir nicht an.

Neuere Denker haben auch dem Ich seine Substanzialität geraubt und es als ein Resultat der gegenseitigen Beeinflussung von Energien hingestellt; auch ihnen kann man vielleicht am Ende ihre qualitative Bestimmtheit nehmen und so auch den Menschen zuletzt als ein Zahlenverhältniß auffassen. Das wäre in Uebereinstimmung mit den Anforderungen der modernen Zeit an ihn: er soll nicht ganze und untheilbare Persönlichkeit sein, sondern ein Theil seines Ich soll diesen Zwecken dienen und in dieser Weise, ein anderer jenen und in jener Weise; wie etwa in einem banalen Beispiel ein Händler im Geschäft ruhig lügt und betrügt und eine Stunde später als Stadtverordneter treuherzig unseren thätigen Mittelstand repräsentirt, der den wahren Kern des Volkes ausmache. Virtuosen der Verwandlungsfähigkeit — oder sagen wir: Leute mit labilem Gleichgewicht ihrer Energien — leisten solche Aufgabe, sind sogar stolz auf diese Leistung und beherrschen dadurch unser Volksleben. Früher, als die Gesellschaft nicht auf Verhältnissen ruhte, sondern auf Menschen, herrschten die einheitlichen Naturen, deren Handlungen aus einer festen Persönlichkeit kamen und immer die selbe Farbe hatten, und man verachtete die Anderen; sie erscheinen uns heute als die Menschen der guten und alten Klasse, die zurückgedrängt werden durch die von unten, aus dem Unbestimmten und Formlosen Herausgekommenen: hier, wie in vielem Andern, zieht der heutige demokratische Sozialismus nur die Konsequenzen aus der bestehenden Gesellschaftsordnung; und hier liegt auch der letzte Grund für den modernen Pessimismus, der ja nichts ist als der Ausdruck des Gefühls

der Zwecklosigkeit: „der Mensch als“ — sei es als Bürger oder als Berufsmann oder als Familienglied oder als Dieses oder Jenes — ist doch nie der Mensch für sich selbst als Selbstzweck, sondern als Mittel für andere Menschen, die zuletzt selbst wieder Mittel für ihn sind; so bietet die Gesellschaft das vollkommene Gleichniß des relativistischen Weltbildes, des „freischwebenden Prozesses, dessen Elemente sich gegenseitig ihre Stellung bestimmen, wie die Materienmassen es vermöge ihrer Schwere thun“; aber wenn wir solche Einsicht gewonnen haben, dann fällt doch jeder Grund fort, das Leben zu ertragen, dann empfinden wir es als eine Last; es geht durch diese wuchernde Ausbreitung des Intellektualismus der selbe Prozeß vor sich, durch den im Buddhismus sich an die Erkenntniß der Kausalitätenkette die Ueberzeugung vom Unwerth alles Seins und der Stel an allem Genießen knüpft. Eine um wie viel größere Klugheit und viel tieferer Sinn ist in dem Worte der Edda: „Mäßige Weisheit wahre der Mann; er werde nicht allzu weise: des Weisen Herz ist wenig froh; er kennt dafür zu Vieles.“

Simmel müht sich in einem zweiten Buch in einer objektiven Darstellung, indem er gerecht alle Konsequenzen der Geldwirtschaft untersucht; der Leser, der nicht Philosoph ist und ungebunden nach seinen Trieben urtheilen kann, vermag aber die schärfste Beurtheilung zu finden auf Grund dieser Gedankengänge; denn die glücklichen Errungenschaften können doch so aufgefaßt werden, daß ihre günstige Beurtheilung nur unserer spezifisch modernen Selbsttäuschung entspricht. Immer wird der Mensch seinen Kerker als eine Rosenlaube anzusehen vermögen; deshalb sollten wir lieber auch die Rosenlaube hassen. Freilich macht uns unser Haß nicht frei; aber er ist der einzige Trost des Gefangenen.

Sismondi, ein Gegner der modernen Gesellschaftsordnung wie der sozialistischen, der als der Erste ein — wenn auch noch trübes — Verständniß für das Mittelalter hatte, charakterisirt am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts unsere Zeit als eine, die das Leben schwer macht dadurch, daß sie die Mittel zum Leben leicht macht. Zu diesem Resultat kommt im Wesentlichen der zweite Theil Simmels, in ganz anderer und umfassenderer Art natürlich. Der Stoff ist in drei Kapitel getheilt: „Die individuelle Freiheit“; „das Geldäquivalent personaler Werthe“; und „der Stil des Lebens“.

Es ist bekannt, daß der Begriff „Freiheit“ an sich ganz leer ist und erst Inhalt erhält, wenn ausgesagt wird, wovon der Mensch frei ist. Die Menschen als gesellschaftliche Wesen haben nothwendig Verpflichtung gegen einander und zunächst ist der Einzelne natürlich um so freier, je weniger Verpflichtungen er gegen Andere hat. Das ist nicht etwa stets der Reiche oder Mächtige, denn Besitz und Macht verpflichtet nicht einseitig und der Absolute, wenn er klug ist, merkt gar bald, daß er eigentlich nur der Diener

seiner Unterthanen ist. Nur je bedürfnisloser Einer ist, um so freier ist er; daher im späten Griechenland das Ideal des Epikurers und schon bei den frühen Germanen der Spruch der Edda „Auf eigenem Besitz, wie ärmlich er sei, da ist man der Herr im Hause: ein Strohdach, zwei Ziegen im Stall dazu, Das bleibt immer besser als betteln.“ Das aber ist das Ideal von Zeiten, wo die Menschen ganz waren; heute, wo die Theilbarkeit der Persönlichkeit als möglich und wünschenswerth erscheint, ist ein anderes Ideal individueller Freiheit entstanden, das Simmel so schildert: wenn die Verpflichtungen nicht auf die Persönlichkeit gehen, sondern auf das Arbeitprodukt. Der Typus ist der moderne Arbeiter. Er ist als Persönlichkeit frei, also nicht mehr Sklave, seine Arbeitskraft gehört ihm, er ist nicht mehr Höriger: er verkauft seine Arbeitsleistung, die er in fremden Produktionsmitteln als Lohnarbeiter oder in eigenen als Hausindustrieller materialisirt, und steht zu dem Mann, der früher sein Herr war, nur in dem gesellschaftlichen Verhältnis, daß er ihm Waare für Geld giebt — wenigstens ist Das die Tendenz, auf die es hier ankommt —, genau in dem selben Verhältnis, in dem Dieser eventuell zu ihm steht, sei es auch durch Mittelspersonen, wenn er ihm etwa sein eigenes Arbeitprodukt für Geld verkauft. Der Tendenz nach handelt es sich in allen Fällen der Verpflichtung heute um einen Tausch von Geld-Waare und Waare-Geld, der absolut unpersönlicher Natur ist. Die Arbeittheilung und Zersplitterung der Persönlichkeit in ihre Funktionen ergibt, daß die Abhängigkeit von einem immer größeren Kreis von Personen stattfindet: Unternehmer — Arbeiter, Hauswirth — Miether, die verschiedenen speziellen Händler — Konsument, Staat — Staatsbürger u. s. w. Ein großer Theil dieser Beziehungen ist ohne Schwierigkeiten lösbar: der Unternehmer kann sofort andere Arbeiter, der Arbeiter andere Unternehmer, der Händler andere Konsumenten, die Konsumenten andere Händler finden; sofern noch Momente persönlicher Verpflichtung neben den sachlichen vorhanden sein sollten, werden sie hierdurch beseitigt. Diese Dinge ergeben, was wir heute individuelle Freiheit nennen; und deren Träger ist offenbar das Geld, ihre Ursache die Selbstwirthschaft.

Man müßte blind sein, wollte man die Richtigkeit dieser Gedankenreihe leugnen. Unzweifelhaft hat hier die große Masse der Gemeinschaft zum ersten Mal seit den allerprimitivsten Zeiten (und deren Freiheit überschätzen wir sehr, weil ihre Gebundenheit uns unverständlich geworden ist) individuelle Freiheit erlangt. Daneben muß man aber doch betonen, daß für die Wenigen, die früher frei waren, die Freiheit geringer geworden ist. Heute ist Diogenes nicht mehr möglich und der altisländische Junker mit seinen zwei Ziegen auch nicht, denn der Gebildete (um den es sich allein handeln kann) vermag nicht mehr so bedürfnislos zu existiren. Sallust erzählt von zwei jungen Philosophen in Athen, die nachts als Sklaven in einer Mühle arbeiteten

und von dem Erldß der Arbeit so leben konnten, daß sie den Tag zum Philosophiren frei behielten; die Zeiten sind noch nicht so fern, wo ein Gelehrter Stunden gab und Uebersetzungen machte und die übrige Zeit in einem Dachkammerchen an seinen Büchern schrieb. Auch Das ist heute unmöglich für Solche, die hier in Frage stehen; und Die es doch durchsetzen, sind ein besonderer Typus von wirren Köpfen. Scheinbar hat die Neuzeit einen Typus der Freien geschaffen: den Mann von bescheidenem Vermögen und sicheren Einkünften daraus, der ohne alle Rücksicht und Verpflichtung seinen Geist und seine Seele kultiviren kann. Aber wir brauchen uns nur anzusehen, um unter solchen Leuten zwar viele Nichtsthuer zu finden, die durch ihre Unthätigkeit solchen großen Vortheil verschmerzen, da sie sich zu Sklaven ihrer kleinen Geschäfte und Lieferanten oder ihres Ehrgeizes machen, aber sicher weniger Menschen, die durch ihre Ruhe wirklich frei werden, etwa Demen gleich, die in den mittelalterlichen Klöstern lebten. Das ist aber unzweifelhaft wieder eine Wirkung der Geldwirthschaft, die den Einzelnen so viele Quisquilien nahe rückt und wünschbar macht, wenn er sonst nichts zu leisten hat, daß es einer besonderen und seltenen Energie bedarf, um sich von solchem Ballast des Lebens zu befreien. Ein Mann wie Tolstoi, abgesehen von manchem Wunderlichen und Doktrinären, ist ein auffälliges Phänomen unserer Zeit allein schon dadurch, daß er weiß, worin das Wesentliche des Lebens liegt; in früheren Zeiten gab es solcher Leute viele.

Und endlich: nimmt man nicht eine zufällige Farbe für etwas Materiales bei dieser modernen individuellen Freiheit? Bleibt nicht Sklavenarbeit Sklavenarbeit, mag sie von einem Menschen befohlen werden oder von den Verhältnissen und dem Hunger und mag an die Stelle der Willkür der ewige Gleichtakt der Maschine getreten sein? Die Menschheit wird wohl nie ohne Sklaven auskommen können und man kann dem Armen die Illusion der Freiheit gönnen, deren wirklicher Besitz ihn vielleicht unglücklich oder unerträglich machte; aber müssen die Höheren diese Illusion nicht zu theuer bezahlen?

Die eben angedeutete Möglichkeit der individuellen Freiheit ist unleugbar ganz moderner Natur. Sehr schön macht Simmel darauf aufmerksam, daß an sich Besitz Thun ist und daß in vorgeldwirthschaftlichen Verhältnissen der Besitzende deshalb unter Umständen gebandener war als der Besitzlose; erst die mögliche Sicherheit der Kapitalanlage zum Zweck des Ertrages von Geldzins schafft die Freiheit des Besitzenden. Eben so schafft das Geld scheinbar eine gewisse Freiheit des Schöpfers geistiger Werke. Noch bis weit in die Neuzeit hinein war der Künstler nur möglich als Schützling eines Maecens, dessen Geschmack von ihm beachtet werden mußte. Ganz in der alten Weise ist dieses Verhältniß nur noch vorhanden für den Architekten; schon der Maler kann unter Umständen wichtige Einnahmen aus den Reproduktionen

seines Werkes haben, die in einer großen Zahl von Exemplaren von einer namenlosen Menge gekauft werden; der Komponist lebt von den Einnahmen, die aus vielen kleinen Eintrittsgeldern zu seinen Aufführungen zusammenfließen, der Dichter von den Erträgen seiner in vielen Exemplaren verkauften Bücher. Man könnte annehmen: eine künstlerische Persönlichkeit schafft da unbekümmert und frei nach ihrer Art, die vielen tausend gleichartigen Exemplare seines Werkes, die mechanisch nach dem Original hergestellt werden, gehen in die Welt, werden hier von Denen gefunden, denen sie zusagen, und indem Diese sie kaufen, trägt Jeder eine Kleinigkeit zum Unterhalt des Künstlers bei, die Diesen zu keinerlei Abhängigkeit verpflichtet. Aber auch hier darf man die Rehrseite nicht übersehen. Die Kunstübung unserer Zeit zeigt eine große Individualisierung der Künstler innerhalb der Schulen, die einander schnell ablösen. Ein neuer Künstler ist heute in ganz anderem Sinn etwas Neues als früher. Die Folge ist, daß er, falls seine Art nicht zufällig geeignet ist, bald auf die Menge imponirend zu wirken, etwa durch eine gewisse Pracht und Ruhmredigkeit oder durch Uebereinstimmung mit den augenblicklichen Zeitendungen, erst sehr spät jene Menge von Käufern findet. Da er aber seine Bedürfnisse doch vorher befriedigen muß, so sieht er sich genöthigt, in irgend eine Kraft zerstörende Berufsarbeit einzutreten, als Schriftsteller etwa in den Journalismus, oder sich dem Geschmack des Publikums anzupassen, „Publikumskunst“ zu schaffen, die ja erst mit der Geldwirtschaft auftritt. Auch hier ist die Sklaverei unpersönlich geworden, aber dadurch doch nicht minder hart; vielmehr sind die Möglichkeiten glücklichen Zusammenstreffens einander Fördernder im Abhängigkeitsverhältniß, wie etwa bei Goethe und Karl August, ausgeschlossen: denn die Menge fördert nicht, und je größer sie ist, desto weniger will sie gefördert sein.

Alle solche Dinge haben ihre zwei Seiten. Unzweifelhaft ist, was wir heute Individualität nennen, erst seit dem Ausgang des Mittelalters entstanden; obwohl wir nicht vergessen sollen: das Mittelalter liegt uns schon so fern, daß wir bei seinen Menschen individuelle Züge, wenn sie vorhanden sind, nicht mehr bemerken, wie uns etwa alle Regier gleich aussehen, die sich doch unter einander sehr wohl zu unterscheiden vermögen. Sei es aber, dann würde auch hier wieder der typisch: Vorgang der Gegenwart sein, daß nämlich Güter erzeugt werden ohne eigentlichen Zweck und im Grunde nur zu dem Endziel, unbefriedigte Sehnsucht zu erwecken. Der Arbeiter, der in den ersten Zeiten der sozialistischen Bewegung von wohlwollenden Philosophen so bebauert wurde, wenn er durch die Straßen mit den prächtigen Läden ging, aus denen er nichts kaufen konnte, erhielt jetzt ein viel mehr des Mitleids würdiges Pendant in dem Gebildeten, der alle Möglichkeiten geistiger Entwicklung in Tantalusnähe vor sich sieht und an irgend eine gemeine

Skavenarbeit gefesselt ist; und sicher nicht häufiger als aus dem Arbeiter ein Krupp oder Carnegie wird, gelangt der Gebildete in die Freiheit.

Im letzten Kapitel, „Der Stil des Lebens“, giebt Simmel die Kritik, natürlich viel tiefer, als diese paar Bemerkungen sie eben geben konnten.

„In diesen Untersuchungen ist öfters erwähnt worden, daß die seelische Energie, die die spezifischen Erscheinungen der Geldwirtschaft trägt, der Verstand ist, im Gegensatz zu der, die man im Allgemeinen als Gefühl oder Gemüth bezeichnet und die in dem Leben der nicht geldwirtschaftlich bestimmten Perioden und Interessenprovinzen vorzugsweise zu Worte kommen. Das ist zunächst die Folge des Mittelcharakters des Geldes. Alle Mittel als solche bedeuten, daß die Verhältnisse und Verkettungen der Wirklichkeit in unseren Willensprozeß aufgenommen werden. Sie sind nur durch ein objektives Bild tatsächlicher Kausalverbindungen möglich; und offenbar würde ein Geist, der die Gesamtheit dieser fehlerlos überschaute, für jeden Zweck von jedem Ausgangspunkt nur die geeigneteren Mittel geistig beherrschen. Aber dieser Intellekt, der die vollendete Möglichkeit der Mittel in sich bürge, würde darum noch nicht die geringste Wirklichkeit einer solchen produziren, weil dazu die Setzung eines Zweckes gehört, im Verhältnis zu dem jene realen Energien und Verbindungen erst die Bedeutung von Mitteln erhalten und der erst durch eine Willensthat freiert werden kann.“ Je länger die Reihe der Mittel wird, desto mehr muß demnach die Intellektualität die Willenskraft überwachen und das ideale Endziel wird sein: immer mehr Mittel und immer weniger Zweck, immer mehr Verständnis und immer weniger Wille. Wir brauchen nur die Augen zu öffnen, nur zu sehen, wie sehr wir uns in dieser Entwicklung befinden, so sehr, daß den Menschen heute schon das Verständnis für den Unterschied von Zweck und Mittel verloren gegangen ist. Sonst ist unsere Zeit doch gewiß nicht bescheiden; aber wenn sie sich „das Zeitalter der Eisenbahnen“ nennt, so nennt sie sich doch nur nach einem Mittel der Bewegung von Gegenständen; oder als „Zeitalter des elektrischen Lichtes“ nach einem Mittel, bei dem man bequemer lesen kann als beim Kienpahn; aber sehr richtig meint Simmel, daß dadurch noch nichts über die Vortrefflichkeit des gelesenen Buches gesagt ist. So sehen wir auf der anderen Seite das Gefühlleben immer flacher werden und die Leidenschaften, die dem Leben doch erst Sinn und Bedeutung geben, verschwinden. Wir glauben auch, unseren Bildungshorizont erweitert zu haben, wenn wir vermöge dieser Objektivität ferne Zeiten zu verstehen meinen: in Wirklichkeit ziehen wir sie nur auf die flache Ebene des modernen Intellektualismus herab; denn verstehen kann man nicht alles Beliebige durch Erkennen, sondern nur das Kongeniale durch Mitleben und Mitfühlen; die rationalistische Platitude hat seit dem vorigen Jahrhundert nur ihre äußere Gestalt gewechselt.

Und so kommen wir auf die allerwertwürdigste Erscheinung der Neuzeit: die Steigerung der Kultur der Dinge und das Rückbleiben der Kultur der Personen. Nicht wie früher ist der ganze Mensch mit seiner Einsicht und seinem Willen in seiner Arbeit, sondern nur ein Theil seiner Persönlichkeit ist wirksam; aber die Arbeit gehört ihm auch nicht mehr allein, sondern Vielen: an einem gewissen Gebrauchsgegenstand wie an einem wissenschaftlichen Problem hat die spezialisirende Theilung der Arbeit stattgefunden und so kann ein Einzelner zu großem Vortheil einer Sache thätig sein und sie fördern, obwohl er sie vielleicht gar nicht versteht oder überschaut. Speziell die großen Fortschritte der Wissenschaft in der letzten Zeit sind ja erst durch die gelehrte Arbeitstheilung möglich geworden.

Aber auch bei dieser Herabdrückung der Persönlichkeit erhalten wir doch kein rechtes Äquivalent. Ein mittelalterlicher Mensch würde, wenn er unsere Zeit in ihrem Innersten verstünde, annehmen, daß sie vom Teufel regirt werde, dessen Sitte es ist, den Menschen das Werthvolle abzuschwächen und ihnen irgend ein gleichendes Gut dafür zu geben, das sich zuletzt als werthloser Koth herausstellt. Welcher Art ist denn die Kultur der modernen Dinge? Das, woran Viele arbeiten, ist sicher seelenlos. Ein einfaches altes Geräth, das mit Liebe von einem Handwerker gemacht ist, hat eine Seele; ein modernes Stück, das nach dem besten Modell gearbeitet sein soll, ist doch schließlich immer kalt und gleichgiltig, denn der Arbeiter muß mit Freude gearbeitet haben, aus einem inneren Ueberflus heraus; und Das ist nie möglich bei spezialisirter Arbeit; die ist stets Last, und wenn man den Arbeitstag auch auf vier Stunden verkürzt. Das Selbe gilt für die wissenschaftliche Arbeit: ihre Resultate sind ja brauchbar und praktisch; aber immer mehr scheidet sich die Wissenschaft von dem spezifisch geistigen Leben ab zu einem gleichgiltigen Banausenwesen, zu dem kein Mensch eine seelische Beziehung hat, sondern das man benützt wie das Straßenpflaster oder die Eisenbahn.

Es ist kaum möglich, im Rahmen eines Artikels aus einem so umfassenden philosophischen Werk mehr zu geben als den leitenden Gedanken und das Eine oder Andere hervorzuheben, zustimmend oder ablehnend, was dem berichtenden Leser gerade besonders nahe liegt; und was er darüber sagen mag, ist naturgemäß wieder gefärbt durch Das, was er aus dem selben Buch eben gelernt hat. So möchte ich nur noch ein paar Sätze citiren, die die methodische Bedeutung des Werkes zeigen: „Dem historischen Materialismus (der genauer als historischer Sensualismus zu bezeichnen wäre) ein Stodwerk unterzubauen, so, daß der Einbeziehung des wirthschaftlichen Lebens in die Ursachen der geistigen Kultur ihr Erklärungswerth gewahrt wird, aber eben jene wirthschaftlichen Formen als das Ergebnis tieferer Werthungen und Strömungen, psychologischer, ja metaphysischer Voraussetzungen erkannt

werden. Für die Praxis des Erkennens muß sich Dies in endloser Gegenseitigkeit entwickeln: an jede Deutung eines ideellen Gebildes durch ein ökonomisches muß sich die Forderung schließen, dieses aus ideelleren Tiefen zu begreifen, während für diese wiederum der allgemeinste ökonomische Unterbau zu finden ist, — und so fort ins Unbestimmte.“ Die hauptsächlichste philosophische Bedeutung des Buches liegt in diesem methobischen Gedanken, der mir von der größten Fruchtbarkeit zu sein scheint, wie es zu ihrer Zeit die materialistische Geschichtsauffassung war. So skeptisch man sonst von unserer Zeit denken mag: Das ist doch etwas Großes, daß sie in solcher Weise sich selbst zu erkennen vermag. Nur noch die griechische Kultur, als sie sich ihrem Abschluß nahte, besaß diese Fähigkeit. Und da wir nun einmal in unserer Zeit leben, so genießen wir doch ihr Schönes, besonders da dessen wesentliche Eigenschaft ist, daß es uns erlaubt, uns von ihr zu entfernen.

Friedenau.

Dr. Paul Ernst.



## Die Geschichte von einem Schnaps.

**S**u jener denkwürdigen Osterzeit, wo ich nach der Stadt München gekommen war, um über die Mystereien meiner Konversion Aufschluß nachzusuchen, bekam ich eines Tages im Gasthaus „Zum Heiligen Franziskus“ einen Schnaps zu trinken, der beinahe mir selbst sammt meinen Nachforschungen ein jähes Ende bereitet hätte.

Die Räthsel schossen wie Pilze aus dem Boden empor, wo ich ging und stand. Sie überwucherten das Leben und die Menschen, entstellten sie, wuchsen sie unkenntlich. Die ganze Geschichte nebst den theilnehmenden Personen stand auf dem Kopf. Wie ich aber die Herren theilnahmvoll fragte, warum sie in dieser auffallenden und unbequemen Stellung beharrten, war keine vernünftige Antwort herauszubekommen. Sie strampelten nur mit den Beinen in der Luft herum und murmelten unverständliche Worte.

Den eigentlichen Macher, der sich nicht nur der Auslösung meiner Seele, sondern auch der damit eng verknüpften Verpfändung meiner Silber- und Schmucksachen mit gleichem Eifer angenommen hatte, fand ich in einem öffentlichen Krankenhause liegen, wo er eine gefährliche Operation hatte durchmachen müssen. Der Mann sah mir aus wie der Tod selbst; und doch las ich einige Stunden

später in einer Zeitung, daß der Mann, der seinen Namen trug, zu einer genau bestimmten Zeit seinen ersten Spaziergang unternommen hätte. Und diese Zeit fiel schon eine halbe Stunde vor meinen Besuch bei dem Totkranken. Ich bin nicht besonders abergläubig noch bang. Das aber kam mir etwas unheimlich vor. Da ich aber für italienische Taschenspielerkünste kein Interesse habe, ließ ich die Sache liegen. Den Mann selbst sah ich kurz danach in den Restaurants und auf den Straßen herumspaziren, dickbackig und wohlgenährt.

Der Geistliche, dem ich wegen der Konversion zugesandt worden war und der sie besorgt hatte, lag auch zu Bett und konnte sich kaum rühren. Sobald ich aber zur Frage kam, warum ich die Konversion neun Monate lang geheim halten mußte, fing er an, in fürchterlicher Weise zu schreien und zu toben, so daß ich glaubte, einen von den berühmten Besessenen des Mittelalters vor mir zu haben. Er fuhr damit fort, bis plötzlich sein Papagei anfing, seinem Herrn nachzuahmen und ihn zu überschreien.

Ein zweiter Geistlicher, in dessen Hauskapelle die Aufnahme stattgefunden hatte und der als Zeuge dabei anwesend sein sollte, der aber — ganz wie später mein lieber Pathe bei der Firmung — im rechten Augenblick den Staub der Stadt München von den Füßen schüttelte und ins Württembergische verschwand, nachdem er einen Thürschließer und einen Hausknecht — oder was sie waren — als seine Vertreter hinterlassen hatte, dieser würdige Diener Christi rieth mir, als ich mich an ihn wandte, mit einer halb gleichgiltigen, halb ärgerlich erregten Schulterbewegung, den erwünschten Aufschluß in der Isar zu suchen.

Der Oberhirt der Landeskirche saß in versteineter Majestät in seinem Palais und ließ durch seine Bedienten Zutritt und Auskunft verweigern.

Während ich über dieses originelle praktische Christenthum, das mir gar sonderbar duftete, näher nachgrübelte, wurde mir jener Schnaps überreicht, der mir beinahe den allergründlichsten und definitiven Aufschluß gebracht hätte. Freilich: ein Doppelgänger, ein Papagei, ein Leichenbitter und ein Unsichtbarer, — Das waren ja Aufschlüsse in Hülle und Fülle, die schon allein im Stande wären, Einem den Kopf wirbelig zu machen. Aber der Schnaps fehlte; und der Schnaps kam.

Als ich eines Tages im Monat Juni das Gasthaus „Zum Heiligen Franziskus“ verließ, nachdem ich dort mein bescheidenes Mittagmahl wie gewöhnlich genossen hatte, verspürte ich in meinem Körper ein wunderliches Gefühl, als ob Etwas in ihn eingedrungen sei, wozegen er sich auslehnte. Der Schnaps allerdings — ich gönnte mir auch in diesen pekuniär hochkritischen Tagen, wo mir die Regeln des Heiligen Franziskus einengiert wurden, noch lieber Primathitte den Schnaps zum Mittagessen — dieser Schnaps, von Kirchwasser, hatte mir allerdings verdächtig lauwarm geschmeckt. Ich trieb mich in den Straßen herum, weil ich ein Zimmer miethen wollte, da im Gasthaus, wo ich mich für die Zeit des Aufschlußsuchens einlogirt hatte, eine Art geheimer rabios canina die Menschen anzustrecken schien. Es war Föhn in der Luft; der Wind wirbelte durch die Straßen und jagte große Staubwolken vor sich her; es wehte Einem die Hitze entgegen. Ich blieb stehen, denn es schien mir, daß Alles um mich mit einem Male stumm und lautlos geworden sei; nur die Häuserreihen glitten mir vorbei wie leichte, papierne Plätschen, die sich schnell und schiebend bewegten. Ich setzte mich — wunderbar betäubt — auf eine Bank, wachte gar nicht, in

welchem Stadttheil ich mich befand, mußte mich sehr anstrengen, ehe es mir gelang, mich zu orientiren, und war sehr erstaunt, als ich bei einer Art von Erwachen entdeckte, daß ich an dem mir sonst sehr gut bekannten Rundel der Maximilianstraße vor dem Café Victoria saß. Meine Frau hatte nichts an mir bemerkt; und ich selbst hielt nach Kräften diesen sonderbaren Zustand nieder, den ich nie in meinem Leben, weder früher noch später, gefühlt habe.

Das half aber nicht; der Schnaps schien seine innere Mission erfüllt zu haben; es hieß nun schnell nach Hause kommen, also nach dem Gasthaus mit der rabies canina. Der Kopf war heiß; mich fröstelte durch den ganzen Körper; die Knie sanken gleichsam unter mir. Ich spuckte mich ins Bett; und da blieb ich liegen, ohne mich rühren zu können, denn der Rücken lag wie zwischen eisernen Wänden fest geschraubt. Es kam die Krisis mit ihrer Fluth und ihrer Ebbe. Dann folgten sogar Besuche von menschlichen Wesen, — wahrhaftigen, wirklichen Menschen. Ein münchener Humorist fand sich ein und unterhielt mich mit geheimnißvollen Worten über Einen, der sterben müsse, obgleich er selbst nichts davon wisse, wofür ich angefaßt der obwaltenden Umstände nicht ganz unempfindlich war. Eine ältere Dame mit Athembeschwerden sank plötzlich auf den Stuhl vor meinem Bett nieder, um mir mitzutheilen, daß sie auf der Treppe von einer tödtlichen Angst befallen worden sei, der Athem werde ihr ganz ausgehen. Eine dritte Person deutete mir mit einem tiefen und schiefen Blick an, daß diese selben Treppen wie dazu bestimmt seien, daß Einer bequem und ohne Mühe sich darauf die Haxe brechen könne. Dann hieß es, daß ein Geistlicher mit seiner Schwester erwartet werde und daß man unbedingt das Zimmer frei haben müsse; da ich aber verläufig weder stehen noch gehen konnte, entstand eine gewisse Rathlosigkeit; man bestand freilich auf seiner Forderung, aber nur prinzipiell; und als der betreffende Jünger Christi eintraf, siegten in ihm die christlichen Instinkte. Darauf ließ mir eine unbekannte Landsmännin durch meine Frau Colomas „Vappalien“ zugehen; selbst wurde sie nicht sichtbar.

Die Rekonvaleszenz kam. Der Schnaps war ein geschlagener Feldherr. Ich las den Jesuitenpater und hatte dennoch reichliche Zeit zum Nachdenken. Ich dachte auch über die ganze Geschichte der Konversion bis zum Franziskanerschnaps gründlich nach, konnte aber mit dem besten Willen den Sinn nicht auffindig machen. Warum? Wozu dies Alles? Als Exerzitium konnte es ja nur in der allererbärmlichsten Pietistenphantasie mit ihrer „Freude am Stinken“ entspringen sein. Die Menschen hatten mich mit einer gewissen verhaltenen Neugier betrachtet, als ob sie fragen wollten: Was willst Du jetzt thun? Worauf ich nichts zu antworten hatte, da ich immer nur meinem bescheidenen Metier obliegen will. Und als ich an diese Menschen die Gegenfrage richten wollte: Was meint Ihr zu dieser ganzen Geschichte? .. da begegnete ich verschlossenen Mienen und der Stummheit des Todes. Antwort konnte nicht gegeben werden. So war denn nur der Schnaps übrig, um einen Knoten durchzuhauen, der nicht zu lösen war.

München.

Ola Hansfor.



## Stendhal.

**S**ch nenne ihn Stendhal. Da er sich selbst diesen deutschen Namen beigelegt hat, auch die Franzosen ihn meist so nennen, haben wir den wenigsten Grund, ihn nicht unter diesem Namen bei uns einzuführen. Um eine Einführung aber handelt es sich.

„Gegen das Jahr 1880 werde ich vielleicht einigen Erfolg haben“, lautet ein berühmtes Wort Stendhals. Einigen Erfolg: Das war bescheiden. Es kam ganz anders. „Seit zwanzig Jahren, schreibt Bellissier, l'admiration de Stendhal a pris un tour dévotieux.“ Die ganze neuere französische Literatur ist Geist von seinem Geist. Die Ueberwindung der Romantik führte ihn auf den Thron. Merimée und Flaubert, Maupassant und Bourget sind seine Schüler, wenn nicht als Künstler, so doch als Psychologen. Und gar Taine steht ganz auf seinen Schultern. Er war ihm auch dankbar; er nannte ihn geradezu den größten Psychologen des Jahrhunderts. Der „Veylismus“, wie er selbst scherzend seine Weltanschauung nennt, wurde zum Glaubensbekenntniß einer ganzen Generation. Zwei so verschiedene und in Allem einander entgegengesetzte Talente wie Zola und Bourget haben Das festgestellt.

In Deutschland lagen natürlich die Dinge anders. Zwar kannte ihn hier schon Goethe. Der deutsche Meister bewunderte schon seinen „psychologischen Tiefblick“; unmittelbar nach dem Erscheinen von *Le Rouge et le Noir*. Doch Goethes Urtheil fand nicht Widerhall noch Wirkung. Seit zehn Jahren habe ich einer Reihe von deutschen Buchhändlern vorgeschlagen, *Le Rouge et le Noir* in einer guten Uebersetzung zu bringen. Keiner mochte darauf eingehen. Die Wenigsten wußten, um was es sich handelte.

„Wenn ich Stendhal als tiefen Psychologen rühmte“, sagt Nietzsche im Jahr 1888, „begegnete es mir mit deutschen Universitätsprofessoren, daß sie mich den Namen buchstabiren ließen.“ Nun sind freilich Universitätsprofessoren als solche gerade nicht der beste Thermometer für lebendige und fortlebende wirkende Kräfte in der Literatur. Aber selbst unter den Schriftstellern, selbst unter denen, die sich gern stolz die Modernen nennen, gab es doch nur hie und da einmal einen Kenner Stendhals. Dieser Dichter fand in Deutschland keinen geistig Verwandten. Doch: einen. Nietzsche spricht über Stendhal in Ausdrücken, die er sonst nur auf sich selbst anwendet.

Stendhal war der erste Mann nach der Revolution, der, bei aller ausdrücklichen Schätzung der politischen Errungenschaften, den Muth fand, das ancien régime zu bedauern, nicht als politischer Reaktionsär, sondern



was er muß. Aber Balzac hat ansteckend gewirkt. Sein Schüler Zola ruft: *La vie seule est belle*; aber hat er sich je einmal von der Schönheit des Lebens locken lassen, der brave Mann? Er ist ihr aus dem Wege gegangen. Er hat sich vergraben. Nur, wenn er ein Buch machen wollte, „studirte“ er den „Ausschnitt“ des Lebens, den er gerade brauchte. Wenn andere Leute nach Rom gehen, so thun sie es Roms wegen; Zola that es seines Romans wegen. Nur wegen seines Romans interessirte ihn Rom.

Mit diesen Sklaven ihres Handwerks hat Stendhal fast nichts gemein, obwohl er sehr viel geschrieben hat, obwohl das *nulla dies sine linea* durchaus von ihm gilt. Aber er wußte, daß alles Geschriebene ein Produkt des unmittelbaren Lebens mehr als des Fleißes sein muß. Auch hört man die Anderen immer unter ihrer Aufgabe seufzen. Ein schreckhaftes *memento scribere* läßt sie kaum zu sich selbst kommen. Stendhal schreibt jeden Tag seine Zeile, aber er schreibt kein „Pensum“, und was er schreibt: *memento vivere* steht in allen oder zwischen allen seinen Zeilen. Die Begegnung von Geist und Mufe ist immer für Beide vortheilhaft, meint er. Wenn die Schriftsteller den Weltleuten Ideen geben, so macht die Kunst, zu leben, die sie dafür eintauschen, sie selbstverständiger, liebenswürdiger, glücklicher. Die Leute der Feder lernen den wahren Werth der Wissenschaft und der Weisheit erkennen, indem sie sehen, wie weit diese Dinge zur Führung und zur Verschönerung des Lebens beitragen können. Und sie lernen, daß es Quellen des Glückes und des Stolzes giebt, die viel wichtiger und besonders viel reicher sind als das Handwerk des Lesens, Denkens und Schreibens.

Noch vieles Andere in Stendhal mag Nießsche mächtig angezogen haben: daß Stendhal weich und zart war von Natur und ein Harter geworden ist; daß er ein geborener Enthusiast ist und doch so kühl sein kann; daß seine Seele immer schamhaft und sein Mund oft cynisch ist. Und ganz besonders muß ihn entzückt haben, was man Stendhals Religion nennen kann: seine Verherrlichung des Krieges und der Gefahr, sein unerschütterlicher Glaube, daß nur unter ihnen die menschliche Pflanze gedeiht zu Kraft und Schönheit.

Die Großheit der florentinischen mittelalterlichen Architektur erklärt er aus dem Umstande, daß in diesen Straßen oft die Gefahr umging. „Die Abwesenheit aller Gefahr in den Straßen aber ist es, die uns so klein macht.“ Und so wie die Gefahr vergöttert er die Leidenschaft. „Mit Staunen und Bewunderung steht man vor den Meisterwerken der alten Zeit, gezeugt von der Kraft der Leidenschaften, und dann sieht man, wie später Alles unbedeutend wird, kleinlich, verrenkt und verengt, so bald der Sturm der Leidenschaften aufhört, das Segel zu schwellen, das die menschliche Seele vorwärts treiben muß, jene Seele, die nichtig und armsülig wird, wenn sie ohne Leiden-

schaften ist, ohne Laster und Tugenden.“ Das klingt doch ganz nach Nietzsche. In solchen Sätzen mag der „große Unzeitgemäße“ sich wie im Spiegel gesehen haben. Denn ein Unzeitgemäßer war auch Stendhal. „Man müßte die Meinungen haben, die die Mode gerade vorschreibt. Ich bin leider in dieser Beziehung übel daran. Mein Glück besteht in meinen Ueberzeugungen und sie mag ich nicht vertauschen gegen das Vergnügen der Eitelkeit und die Vortheile des Geldes. Der Himmel hat mich so wenig mit dem Instinkt weltlichen Erfolges bedacht, daß ich mich mit aller Gewalt in den Anschauungen bestärke, von denen man mir sagt, daß sie unzeitgemäß sind, und daß es meine höchste Lust ist, auf Thatfachen zu stoßen, die mir solche gefährlichen Wahrheiten immer wieder beweisen.“

Stendhals Leidenschaft für die Klarheit, Klarheit über sich und über Andere, ist auch ein Band zwischen ihm und dem Verfasser des „Menschlichen, Allmenschlichen“. Damit hängt zusammen seine Liebe für alles Sonnige und Sübliche, seine Liebe für Montesquieu und das achtzehnte Jahrhundert, für Mozart, Rossini, Cimarosa. Er wäre der größte Antimagnesianer geworden, ohne Nietzsches Wandlungen erst nötig zu haben.

Das Wort „Uebermensch“ finden wir nicht in Stendhals Werk; aber der Kultus des Uebermenschen tritt uns darin auf jeder Seite entgegen. Julien Sorel in *Le Rouge et le Noir* ist dessen werdende Inkarnation; und sein zeitgemäßer Typus, Napoleon, schwebt über Stendhals Werk wie der Geist Gottes über den Wassern. Stendhal wird davon, oft wider seinen Willen, berauscht wie ein Heiliger von seiner Vision.

In diesem Punkt ist er ganz konsequent. Und doch ist Konsequenz sonst nicht seine starke Seite. In der Malerei stellt er die Farbe himmelhoch über die Linie, in der Sprache, im Stil, verabscheut er sie über alle Maßen. Auch in der Musik bevorzugt er die strenge Linie, die reine Melodie. Wenn Nietzsche sich gedrängt fühlt, die großen „Künstler“ Molière, Corneille, Racine „nicht ohne Ingrim gegen das wilde Genie Shakespeares“ in Schutz zu nehmen, so ist er ganz in der Konsequenz seiner künstlerisch-ästhetischen Entwicklung. Stendhal haßt Racine, ganz wie es die Romantiker thun; aber er liebt von ganzem Herzen die farblosen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, die von den Romantikern noch mehr verachtet wurden. Und er stellt wieder Shakespeare über Alles.

Stendhal ist der Unstannlichkeit und der Verständnißlosigkeit für bildende Kunst, die für uns die französische Literatur des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts charakterisirt, mit scharfer Kritik zu Liebe gerückt und ist doch tiefer in den literarischen Traditionen jener Jahrhunderte stecken geblieben als irgend ein Schriftsteller seiner Zeit. Was bei Vielen als Widerspruch erscheint, ist oft nur Wandlung, Entwicklung. Bei Stendhal ist

wenig Entwicklung zu beobachten und die Widersprüche liegen in ihm hart neben einander. Daran werden manche Geister großes Aergerniß nehmen. Andere finden darin vielleicht einen besondern Reiz . . . Stendhal war eine wahrhaftige, wahre Natur. Man kann aber die Beobachtung machen, daß sich die innerlich wahren Menschen mehr widersprechen als die Verlogenen. Sie sind unbekümmert. Was sie in jedem Augenblick aussprechen, ist immer ihr Glauben, ihre Unbegnügung. Das genügt ihnen. Die Unwahren dagegen werden ängstlich bedacht sein, stets ihre Verlogenheiten unter einander in Uebereinstimmung zu bringen und ihnen so den Schein der Wahrheit zu geben. Sie sprechen nur im „Brauston“ der Ueberzeugung . . .

Endlich war Stendhal, ganz im Sinne Niezsches, ein guter Europäer. Stendhal hat seinem Vaterland mit großem Eifer Dienste geleistet. Insofern war er ein guter Bürger und Patriot. Aber er war kein Maulpatriot. Er fand, daß man Keinem schmeicheln dürfe, nicht einmal seiner Nation. Das war für Frankreich ein kühner Grundsatz. Stendhal meint sogar, daß Einer, der die Menschen kenne, naturgemäß das Land hasse, wo er sich diese fatale Kenntniß erworben hat. Etwas davon hat schon Jeder erfahren. Niezsche hat nicht allein harte Worte gegen Deutschland. Wir finden einige recht böse auch bei dem milden Goethe. Wir sind aber auch in diesem Punkt die mündigste und männlichste Nation. Der Mann von Verdienst darf sich in diesem Sinn bei uns mehr Freiheit und Kühnheit herausnehmen als irgendwo. Oder vielmehr: es ist bei uns gar keine Kühnheit erforderlich. Das braucht keine Schmeichelei zu sein. Man kann es als das Gegentheil auffassen. Jedenfalls ist es eine Thatsache.

Eine Art Chauvinismus kennt man bei uns in neuerer Zeit wohl auch. So weit sich nämlich Chauvinismus künstlich züchten läßt. Aber Das ist eine gemachte Sache und geht nicht weit. Den volksthümlichen Chauvinismus kennen wir kaum, diesen naiven, wilden, unvorsäglichen Chauvinismus, der sehr weit geht, wie jede Elementarkraft. Das aber war von je her der Chauvinismus in Frankreich. Ihm zu trotzen, haben Wenige gewagt. Zu diesen Wenigen gehört Stendhal. So weit wie er ging nicht leicht Einer. Es will am Ende wenig heißen, daß er immer und immer wieder die französische Nationalschwäche, die Eitelkeit, geißelt und daß er mit wenig Achtung von der französischen Musik spricht. Es mochte auch hingehen, daß er fort und fort die Einseitigkeit der französischen Literatur betont, insbesondere die Abkehr der literarischen Bildung von der bildenden Kunst; denn dieser Vorwurf paßte schon kaum mehr auf die Gegenwart und hatte nur noch historische Bedeutung. Aber daß er zwei so eminent französischen Gewächsen, wie der Pariserin und dem esprit, statt mit Begeisterung mit kühler Kritik gegenüber stand und stets bemüht war, die Geziertheit der Einen und die Bornirt-

heit und Sterilität des Anderen darzuthun: der Mann, dem die Franzosen Das verzeihen konnten, mußte viel zu seinen Gunsten in die Waagschale zu legen haben. Ein glänzender Stil konnte vielleicht genügen. Den aber hatte Stendhal nicht.

So wenigstens sagen es die Leute. So kann man es in den gewöhnlichen französischen Literaturgeschichten lesen. So betont es ganz besonders der deutsche Uebersetzer von *Le Rouge et le Noir*. Selbst Georg Brandes stimmt mit ein in das Lied vom schlechten Stil. Er nimmt Stendhals Wort vom *Code Civil*, diese Uebermuths- und Miskmuthsäußerung gegen die romantischen Sprachauschweifungen, allzu wörtlich und allzu ernst und meint: „Man kann sich als Dichter nicht mit unverständigerer Geringschätzung für das Künstlerische ausdrücken.“ Dieses Wort hätte nur dann einen Sinn, wenn es sich um einen Schriftsteller handelte, der sich um Stil überhaupt den Teufel schert. Solche Schriftsteller giebt es bei uns in Massen, in Frankreich aber vielleicht überhaupt nicht. Und Stendhal gar war durchaus nicht gleichgiltig in Stilsfragen. Der Stil war im Gegentheil seine große Präokkupation. Nicht den Stil verachtet er, sondern nur den herrschenden Stil seiner Zeit: den Stil Chateaubriands, den Stil der „*Corinna*“, den Stil der *George Sand*. Er war außerordentlich empfindlich in Stilsachen. Er war eben in seinem Stil ganz er selbst. Und insofern hatte er mehr „Stil“ als die Anderen. Nur entging den Anderen, was gerade seinen Stil ausmachte. Er selber war sich klar. Man braucht ihn nur zu hören, wie er über Andere urtheilt. Ueber Rousseau: „Da die reichen Leute von Genf“, sagt er, „den Verfasser der *Heloïse* verachten, hat sein Stil hier keine Nachahmer gefunden. Darüber muß man sich freuen. Mein Stil ist berufen, große Narren zu machen, lautet ein Wort Michelangelos. Rousseau hätte ihm dieses Wort fehlen können. Dieser Komödiantenstil begünstigt die Heuchelei, die jetzt allen Franzosen nöthig ist. Er macht den Dummköpfen ihr Handwerk leicht.“ Dann über Diderot: „Zweifellos hat dieser Schriftsteller Emphase; aber wie hoch wird er nicht im Jahr 1850 über der Mehrzahl der zeitgenössischen Schönredner stehen! Seine Emphase kommt nicht von der Armuth der Ideen her; im Gegentheil: sein Herz bietet ihm nur allzu viel und diese Fülle bedrängt ihn.“ Und welches interessante Gegengift Stendhal empfiehlt! „Diderot hätte“, meint er, „mit zwanzig Jahren einer Welt-dame den Hof machen und die Reizheit haben sollen, in ihrem Salon zu erscheinen. Dann wäre seine Emphase verschwunden: sie ist nichts als ein Rest provinziabler Gewohnheiten. Vielleicht auch dachte er wie Voltaire, daß es besser sei, stark als genau zu treffen. Bei dieser Methode gefällt man einer größeren Leserschaft. Aber dafür setzt man sich auch der Gefahr aus, die Menschen, die Correggio und Mozart fühlen, tödtlich zu verlegen.“

Stendhal kann noch deutlicher werden. „Um über die Vollkommenheiten einer Sprache ein gesundes Urtheil zu fällen, muß man nicht die Meisterwerke in Betracht ziehen. Das Genie täuscht. Meiner Ansicht nach finden wir das vollendetste Französisch in den Uebersetzungen der Einsiedler von Port-Royal um 1670. Und Das ist gerade das Französisch, das die marseiller und lyoner Kaufleute am Wenigsten verstehen. Sie würden fürchten, sich zu entehren, wenn sie Etwas gut hießen, das in ihren Augen so leicht ausfieht. Ueberall findet man Fieldings Kellerratte.“

In den Augen Stendhals war der herrschende Stil seiner Zeit plebejisch. „Ein Mensch ist gut angezogen“, sagt er, „wenn im Augenblick, wo er einen Salon verlassen hat, Niemand sagen kann, wie er angezogen war. Gerade so ist es mit den Manieren und, wie ich zu behaupten wage, mit dem Stil. Der beste Stil ist der, der sich unbemerktbar macht und die Gedanken, die er ausspricht, klar sehen läßt. Aber Gedanken müssen da sein, wahre oder falsche . . .“

So. Und nun habt noch den Muth, zu behaupten, Stendhal habe keinen Stil!

Besser begründet ist ein anderer Vorwurf. Stendhal hat keinen Sinn für die Komposition eines großen Werkes. In diesem Punkt ist er kein Franzose, kein Künstler, kein Artist, wie Niezsche zu sagen liebt. In diesem Sinn hat Pellissier Recht, wenn er von Stendhal als von einem Schriftsteller spricht, *qui répand à l'aventure de très ingénieux aperçus, qui, d'ailleurs, n'a pas plus de méthode que de système . . .* und wenn er sogar von seinen vollendetsten Werken sagt: *L'action de ses romans se disperse à tort et à travers, elle est fragmentaire, décousue, faite de parties qui ne se subordonnent pas; elle manque de continuité; vous y sentez un esprit inhabile à rassembler autour d'un centre comun les éléments qu'isole sa pénétrante analyse.*

Noch mehr als von seinen Romanen gilt Das von seinen übrigen Werken. Und so nennt auch Brandes nicht mit Unrecht seine Bücher „eindringend genug entworfen, aber wimmelnd von untergeordneten Aussprüchen“, von „meisterhaft ausgeführten Einzelheiten“, ganz „seiner aphoristischen Denkweise entsprechend.“ Das ist das Wort. Stendhal hat in Wahrheit Aphorismen geschrieben. Wunderbare Bücher könnten entstehen, wenn man diese à l'aventure ausgestreuten *très ingénieux aperçus*, diese Aphorismen als solche auszüge und nach ihrem inneren Zusammenhang aneinanderreihete.

Mannheim.

Benno Rüttenauer.



## Kunstschauvinismus.

Die Begriffe National und International werden immer in Fehde mit einander liegen. Die Fehde dauert, bis einer von beiden das Uebergewicht erlangt. Ueberwiegt das nationale Prinzip und steigert es sich im Vollgefühl seines Uebergewichts, so ersteht der Chauvinismus mit seiner grundsätzlichen Geringschätzung alles Dessen, was nicht nationalen Ursprungs ist und nationalen Stempel trägt, eventuell auch, wenn möglich, mit dessen Zurückweisung oder Aussperrung. Siegt das internationale Prinzip, so gerathe wir, um einen älteren Lieblingsausdruck zu gebrauchen, in die Region des Kosmopolitismus mit seiner Weingetheit, dem Frembländischen einen Willkommenruß zu bieten, ihm bereitwillig Einräumungen zu machen und, namentlich, wenn es sich um Entschädigung für früher ihm zugefügtes Unrecht handelt, diese auf eigene Kosten in der freigebigsten Weise vorzunehmen. Beide extreme Richtungen sind Rückschlägen ausgesetzt. Falls sie bedenkliche Folgen zeitigen, pflegt die Stimmung, wenn sie noch Widerstandskraft genug besitzt, sich gegen sie zu wenden. So ergeht es meistens dem Chauvinismus, wenn er kriegerische Gefahren heraufbeschwört, und dem Kosmopolitismus, wenn er die Interessen des eigenen Landes schädigt. Ein besonders auffallendes Beispiel hierfür bietet der Umschwung, der sich bei uns seit 1848 von dem damaligen politischen Kosmopolitismus mit seiner Schwärmerei für alle unterdrückten Völker zu dem Standpunkt der bismärckischen nationalen Interessenpolitik vollzogen hat. Die Polenfrage besonders war der wunde Punkt, der die Unverträglichkeit der kosmopolitischen Richtung mit dem Interesse des eigenen Landes so deutlich kennzeichnete, daß er sie zu Fall brachte. Seitdem ist unsere Politik nationaler geworden. . . Und unsere Kunst?

Man kann diese Frage von vorn herein dadurch abzuwehren suchen, daß man eine Gleichartigkeit der Beziehungen auf beiden Gebieten leugnet. Viele wärdten für die Kunst eine Internationalität ungefähr in dem selben Sinn beanspruchen wie für die Wissenschaft und es klingt in der That sehr verführerisch, wenn man manchmal sagen hört: Kunst und Wissenschaft sind international und müssen überall freien Zutritt haben. Doch wenn auch Kunst und Wissenschaft schon ihres idealen Gehaltes wegen scharf von der Politik zu unterscheiden sind, so sind sie deshalb noch nicht in Bezug auf Freiheit der Bewegung von einem Volk zum anderen an dem selben Maßstab zu messen. Die Wissenschaft darf in der That freie Bahn für sich in Anspruch nehmen, denn sie dient der Wahrheit. Der Wahrheitforscher verdient seinen Namen aber nur um so mehr, je objektiver er sich verhält. Für Das, was er als wissenschaftlich festgestellt mitzutheilen hat, kommt seine sonstige Persönlichkeit — abgesehen von seiner Erkenntnißkraft — gar nicht in Betracht. Anders steht es um den Künstler. Bei ihm ist die Subjektivität gar nicht auszuschließen. Jedes Kunstwerk redet in zweierlei Sprachen zu Dem, der sich mit ihm zu schaffen macht, in einer, die nur das künstlerisch Geschaffene angeht, und in einer anderen, die von der mensch-

lichen Persönlichkeit — nicht der künstlerischen — des Künstlers ausgeht. In jedem Künstler drängt der Kunsttrieb — streng genommen — nur zur Gestaltung.\*) Damit ist sein A und O gegeben. In welche Richtung ihn aber dieser Trieb drängt, ob er heiter oder ernst, erhaben oder niedrig, großartig oder idyllisch, glänzend und heroisch oder zart und gedämpft, phantastisch oder natürlich sich äußert: Das hängt von den Impulsen ab, die dem Künstler aus seinem Charakter, seinem Temperament, seiner Eigenart entstehen.

Wenn es nun an sich schon schwierig ist, die in dem Kunstwerk so innig verbundenen und mit einander verschmolzenen Momente des Künstlers und des Menschen im Künstler auseinanderzuhalten, so ist es eine baare Unmöglichkeit für das Publikum, auch das gebildete, wie es durchschnittlich beschaffen ist. Das Uebergewicht der dem Kunstwerk gezollten Aufmerksamkeit, des ihm gewidmeten Interesses, sei es nun Sympathie oder Antipathie, wird sich sogar unvermeidlich dem Stoff und etwa noch der Behandlung zuwenden, falls diese durch eine besonders auffällige Eigenart, durch „Originalität“ hervorsteicht, viel weniger dem rein künstlerischen Moment, ob dem Künstler die Gestaltung Dessen, was er seinen Impulsen gemäß ausdrücken und gestalten wollte, gelungen ist. Für die Beurtheilung des Ersten findet jeder gebildete Laie zur Noth in sich einen mehr oder weniger zureichenden Maßstab, für die Beurtheilung des Zweiten fehlt er ihm meist, schon weil er in der Technik nicht genügend orientirt ist. Man prüfe einmal unbefangen das Laienurtheil über solche Kunstgrößen wie Thoma, Böcklin, Klingner — um bei den bildenden Künsten stehen zu bleiben — und man wird finden, daß die Werthschätzung sich fast immer auf die vorhin aufgezählten Momente stützt.

Was folgt nun daraus für die fremdländische Kunst? Daß wir, indem wir mit ihr Bekanntschaft schließen und sie nach allen Seiten hin wägen und erwägen und mit ihr vertraut zu werden suchen, uns nur zum allergeringsten Theil auf rein künstlerischem Gebiet bewegen, zum allergrößten Theil dagegen mit der französischen, englischen u. s. w. Volksseele Berührung pflügen. Das wäre an sich noch kein Schade. Aber es kann ein ernsthafter Schade daraus entstehen, wenn der ganze Verlauf dieses internationalen Austausches, der wechselseitig sein sollte, von uns aber meist sehr einseitig betrieben wird, sich dahin zuspitzt, die eigene Volksseele zu schädigen, sie sich selbst zu entfremden. Ueberschätzen darf man den Vortheil jedenfalls nicht, der aus dieser Internationalität für die Kunst erwachsen soll, da diese im eigentlichen Sinn doch nur nebensächlich dabei betheiligt ist; und unterschätzen darf man die Gefahr nicht, die aus der steten Heranziehung fremder Kunstwerke für die Werthschätzung des Eigenen entsteht. Es wird sehr leicht vergessen, daß nicht Alles, was eine uns fremdartige Begabung uns vormacht, von uns nachgemacht werden kann oder daß, wenn ihm nachgeeifert wird, es stümperhaft geräth, weil es eben gegen den eigenen Genius verstößt. Es ist eine nicht zu bestreitende Thatsache, daß wir von Dem, was unsere weltliche Nachbarn als esprit bezeichnen, keinen allzu reichlichen Theil

\*) Gestaltung ist hier im weitesten Sinn gemeint, wo sie Auffassung, Erfindung oder Wahl des Motives, Komposition, Verwendung der Mittel (Worte, Töne, Farben und Farbenwerthe) mitumfaßt.

mitbekommen haben. Dafür besitzen wir in unserer Eigenart „das Quellwasser der Kunst“, die Naidetät oder, wie Hejse in seiner berühmten poetischen Epistel an Böcklin sagt, „die süße Dumpsheit, jedes höchsten Quelle.“ Weibes verträgt sich nicht gut mit einander. Die espritreichen Leute sind selten naid; und umgekehrt. Welchen Vorthell könnte es uns nun wohl bringen, dem esprit nachzuzugewandeln und darüber in die Gefahr zu gerathen, die seltene Gabe der Naidetät einzubüßen? Die französischen Muster sind, namentlich in der Plakatkunst, häufig höchst reizvoll, manchmal bis zur Genialität. Wodurch? Weil sich in ihnen höchste Eleganz, höchste Grazie und leichtflüssige geistreiche Erfindung die Hand zum Fulle reichen, — lauter Eigenschaften, in denen wir wenigstens keine Meister sind und wohl auch nie werden dürften. Und nun sehe man sich die deutschen Plakate an: die meisten sind zum Entsetzen gar.

Und wie verhalten sich nun die lieben Nachbarn? Es ist ein eigenthümliches Schauspiel: die Franzosen, die mit ihrem stehenden *cola n'entro pas dans le goût français* gar keine Gefahr laufen, sich je an das Fremde zu verlieren, ergehen sich auf dem Kunstgebiet in dem heitersten Chauvinismus. Die *Écoles des Beaux-Arts*, die bisher den auswärtigen Schülern gleiche Rechte mit den einheimischen eingeräumt hatte, hat neuerdings verfügt, daß in Zukunft die Stipendien in klingender Münze nur an Franzosen vergeben werden sollen. Die Auswärtigen dürfen zwar an den Preisarbeiten theilnehmen, sie erhalten eventuell auch Diplome und Medaillen; die mit diesen verbundenen Stipendien aber werden ihnen nicht bewilligt. Dieser Engherzigkeit in Bezug auf Ausländer steht die Thatfache gegenüber, daß vielleicht in keiner Stadt der Welt so viele Schenkungen an Museen und Sammlungen von freigebigen Ausländern gemacht worden sind wie gerade in Paris. Auch die beiden großen Künstler-Vereinigungen haben die bisherigen Rechte der Ausländer geschmälert. In der alten Gesellschaft dürfen die sogenannten *hors concours* künftig nur ein Werk ausstellen, während die Franzosen zwei Arbeiten frei haben; in der neuen Gesellschaft, dem *Marsfeldsalon*, hat man den fremden Mitgliedern der Vereinigung das Recht entzogen, der Jury anzugehören. So handeln die Franzosen. Wir aber bieten, seit der Wettlauf der immer wiederkehrenden internationalen Kunstausstellungen begonnen hat, das Aeußerste auf, um es den Fremden bei uns heimisch zu machen. Abgesandte durchkreuzen und durchqueren die Welt, die Ateliers werden durchströbert, es regnet Verpfändungen, freie Fracht hin und zurück, Auszeichnungen, Ankäufe u. s. w. Die Folge ist, daß das Publikum sich gewöhnt hat, wie Offenbarungen anzustaunen, was als einheimische Kunstleistung mit Achselzucken betrachtet werden würde. Wer aber trägt die Schuld daran? Das Publikum doch wohl nicht.

Ich halte es nicht für ein zutreffendes Urtheil, wenn Sizeranne in seinem Werk über zeitgenössische englische Malerei davon spricht, daß, wenn man eine ästhetische Karte der Welt herstellen wollte — Das heißt: eine Karte, auf der die Einflüsse der verschiedenen Kunstströmungen verzeichnet wären —, man die Farbe Frankreichs auf Deutschland, Ungarn u. s. w. ausdehnen müßte, als ob sie Kolonien der französischen Kunst wären. Nur die britische Insel steche von den anderen Theilen der Weltkarte ab. Hier hätten die französischen Einflüsse den Kanal nicht zu überbrücken vermocht. Auch im *Figaro* wurde während der Weltausstellung voll erstaunter Bewunderung über die Herren von Tschudi in Berlin

von Seiblich und Hofrath Treu in Dresden (nebenbei bemerkt ist der Erste Schweizer und die beiden Anderen Deutschrussen) und den Dr. Brindmann in Hamburg gesprochen, die in Bezug auf französische Kunst eine gleichzeitig ruhige und passionirte curiosité d'esprit dadurch bewährten, daß sie das Beste davon in ihren Sammlungen zu vereinigen suchten. „Denn die deutschen Künstler sind in Allem auf dem Vausenden, sie überdenken Alles, assimiliren es sich und fügen vom Eigenen hinzu.“ Der Figaro-Kritiker meinte, man könne sie assimilateurs originaux nennen. Daß unsere Haltung diesen Eindruck hervorruft und ein solches Urtheil erklärt, ist allerdings nicht zu leugnen.

Von Zeit zu Zeit wird heute eine Differenz zwischen Künstlern und Kunstgelehrten sichtbar. Die Künstler erkennen gern die Kunstgelehrten an und leben mit ihnen in Frieden und Freundschaft, wenn die Gelehrten sich darauf beschränken, das Geschaffene zu beschreiben und zu klassifiziren; aber sie mögen nicht Vormünder und Führer in ihnen erblicken, die der lebendigen Kunst die Richtung zu bestimmen haben. Finden sie nun noch, daß diese Herren in ihren meist einflußreichen Stellungen durch Hinweise, die sie für unheilvoll halten, und durch Anschaffungen ihnen das Leben und Schaffen gar zu sehr erschweren, so läuft das Hühchen mal über. So ist wohl auch die dresdener Bildhauer-Revolution entstanden, über die so viel geredet und geschrieben wurde. Beschuldigungen und Gegenbeschuldigungen sind dabei erhoben worden, die ich hier nicht erwähnen will. Wer die Beeinträchtigung im nationalen Sinn, über die die Bildhauer Beschwerde geführt haben, als Abwehr unliebsamer Konkurrenz und also in letzter Instanz als auf Reid und Geldbeuteliinteressen beruhend auslegen will, mag es thun, da sich das Gegentheil nicht beweisen läßt. Doch konnten die Künstler sich wohl darauf berufen, daß ihre Eingabe an die städtischen Behörden nicht nur von ihnen, sondern auch von den Vorständen der dresdener Kunstgenossenschaft, des Architekten-Vereins und des Kunstgewerbe-Vereins unterzeichnet worden sei und daß es nicht wohl thunlich erscheine, all diesen Männern engherzige und kleinliche Motive unterzuschieben. Natürlich spielt der leidige Geldpunkt in der ganzen Angelegenheit eine gewisse Rolle. Das ist unvermeidlich. Wenn durch das gesammte Verhalten der dabei mitwirkenden Instanzen unter Aufgebot bedeutender Geldmittel die Ausländerei im Publikum übermäßig an Boden gewinnt, so schädigt Das eben so den national empfindenden wie den von gewissen Existenzbedingungen abhängigen Künstler. Will ein so Geschädigter sich retten, was ihm doch nicht verdacht werden kann, so bleibt ihm eben nichts übrig, als sich dem Geschmack des Publikums anzubequemen, also sich mehr oder weniger zu entnationalisiren. Und wenn er sich dagegen wehrt und darauf hinweist, wie schlimm die deutsche Plastik — denn nur um sie handelt es sich — unter solchen Bedingungen ihr Leben fristet, so wird er sich dabei wohl mit Zug auf Goethes Wort berufen dürfen: „Dies ist unser, so laßt uns sagen und so es behaupten.“

Dresden-Plauen.

Dr. Julius Duboc.



## Selbstanzeigen.

**Der Deutsche Postverband. Ein Versuch zur Vertiefung seiner Aufgaben.**

Berlin 1901. Buchverlag der „Hilfe“ (Fr. Naumann). Preis: 50 Pf.

Für dem Deutschen Postverband Angehörige wird es kaum nötig sein, viel über die Schrift zu sagen; vielleicht aber sind der Allgemeinheit einige Notizen erwünscht, die die Ziele meiner Arbeit erläutern und zu ihrer Verbreitung beitragen. Der Deutsche Postverband, der heute 15 000 Mitglieder hat, ist seit seiner Gründung vor zehn Jahren häufig genug bei Berathung des Postetats im Reichstag auf den Plan gerufen worden, namentlich in seiner Kampfperiode unter dem ersten Staatssekretär des Reichspostamts, Herrn von Stephan. Diese Kampfperiode ist längst vorüber. Wie ein Märchen lesen sich heute ihre Daten in den älteren Jahrgängen des Organs der Vereinigung, der „Deutschen Postzeitung“. Zwischen dieser Sturm- und Drangperiode und der Gegenwart liegt der Versöhnungakt zwischen Verbändlern und Verwaltung, ferner die Stunde der Genossenschaftsgründung, aber leider auch nicht die Spur einer beginnenden Vertiefung innerer Aufgaben. Um diese Vertiefung anzubahnen, schrieb ich meine Brochure. Ich wünschte, der erste Verbandstag, der im Juni stattfindet, möchte bei dem zu berathenden Reformplan des Verbands-Vorstandes eine reinigende Aussprache herbeiführen. Ich hoffe es noch und meine Hoffnung gründet sich vornehmlich darauf, daß man auch in einer abgegrenzten Beamtenvereinigung sich auf die Dauer den die Zeit bewegenden Ideen nicht ganz verschließen kann. Innenentwicklung, persönliche wie die der gesamten Organisation: Das wird auch die Devise des Verbandes Deutscher Post- und Telegraphen-Assistenten werden müssen, will die jugendkräftige Vereinigung sich ein starkes Rückgrat schaffen, die Vorbedingung jeder inneren Entwicklungsfähigkeit. Bis heute ist davon nichts zu spüren. Wo ich Persönliches berühren mußte, habe ich es ohne jede Gefährlichkeit zu thun versucht: immer im Hinblick darauf, daß die heute an der Spitze stehenden Persönlichkeiten fast ausschließlich unter dem Zwange des Gewordenen arbeiten. Daß sie das Werden in der Zeit mit dem ihres eigensten Kreises nicht genug zu verbinden wissen, ist meines Erachtens ihr Hauptfehler. Ich mußte es ihnen daher sagen. Trotzdem darf man nicht von Angriffen auf den Verband und dessen Leitung reden, als wären sie um der Persönlichkeiten willen hineingebracht. Solche Bezichtigungen weise ich von vorn herein entschieden zurück.

Hannover.

Albert Falkenberg.



**Von der Lieb. Gedichte. Buchschmuck von Leo Schung. Verlag von J. Singer, Straßburg.**

Wer dem ausgesprochen modernen Geschmack huldigt und Gedichte „festschriftlichen“ Stils in meinem Buch zu finden vermutet, wird sich arg enttäuscht sehen. Vielmehr siedelt und singt der treuherzige Spielmann, was er an hübschen Geschie-

ten und Märlein weiß, lustig draußen bei der Linde, wo die Grete, der Peter, die Monika, das Gänseliesel und der Hans sich im Reigen drehen, wo Schalk Amor sein loses Spiel mit den armen kleinen Mädchenhärzen treibt. Doch auch den lustigen Spielmann wandelt zuweilen eine wehmüthige Stimmung an; und so singt er in den hellen Lenztage hinein:

Wenn aus der Kefle das Fiedel dringt,  
Dazu meine rothe Fiedel klingt;  
Lauschen die Mäd'el wie Busen all'sammt  
Und heißer wird ihr Herz entflammt.  
Sie lauschen, sie schauen und werden so froh;  
Nur ich bleibe traurig, weiß Keines, wieso.

Unter der Linde im feurigen Tanz  
Schwingt Schöngretelein der Hans,  
Tanzt der Peter mit seiner Naree,  
Tanzen sie Alle, zwei und zwei.  
Ich aber mit meiner Fiedel steh,  
Weiß nicht: mir wird das Herz so weh.

Es fällt ein Thränlein wohl auf die Hand  
Und ich denk' ans schöne Ungarland.  
Und wenn in der Seele der Kummer quillt,  
Streich' der Vogen die Fiedel so wild . . .  
Und das Herz — das Herz wird mir schwer,  
Als ob eine Saite gesprungen drin wär' . . .

Egon D. Straßburger.



**John Stuart Mill.** Sein Leben und Lebenswerk. Mit Mills Bildniß.  
212 Seiten. Preis: geheftet 2 Mark, gebunden 2,50 Mark. Stuttgart,  
Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff).

Wir stehen eben unter der Herrschaft des unbescheidensten Denkers der Philosophiegeschichte: John Stuart Mill war einer der bescheidensten aller Zeiten. Die Aufforderung, zu ihm zurückzukehren, stellt an die zukünftigen Leser meines Buches daher zugleich die Forderung, die Ansprüche an die Stilvoize sehr persönlicher und sehr subjektiver Schreib- und Denkweise zu Gunsten einer zwar energischen, aber schlicht und lautlos geübten Zucht herabzumindern. Diese Zumuthung ist nicht gering: sie setzt an Denen, die ihr Gehör schenken wollen, Stillhalten, bescheidenes Zuhören und die Unterdrückung aller vorlauten Gewohnheiten moderner Menschen voraus, die nichts wissen, nichts können, nichts sind, wohl aber Alles zu sein scheinen. Aber auch der Lohn für solche Bescheidenheit ist nicht gering; denn Alle, die Mills Lebenswerk und damit die Hauptprobleme der modernen Philosophie zu verstehen im Stande sind, werden mit dankbarer Freude entdecken, wo die wahre „Griechheit“ steckt, nach der unsere Zeit angeblich ein so starkes Sehnen ergriffen hat. Mir selbst waren des jüngeren Mill Schriften seit Jahren ein vertrauter Umgang. Ich lernte viel aus ihnen. Später hatte ich vom Gelehrten mancherlei zu verlernen und andere Denker verdrängten ihn aus meiner Gunst und

Liebe. Aber nachdem die Kritik ihr Werk gethan, kehrte ich gern und freudig zu ihm zurück; denn nun war ich überzeugt, daß er mit dem Besten, was er geleistet, uns, unserer Zeit, unserem Wollen angehöre. Diese Ueberzeugung hat natürlich auch die Behandlung der Aufgabe bestimmt, an der Bericht, Kritik und Konstruktion gleichen Antheil haben, so weit ihr nicht durch die Zugehörigkeit des Buches zu Frommanns Klassikern der Philosophie Schranken gezogen waren.

Dr. Samuel Saenger.



## Oesterreichs Kanal.

**A**m sechszwanzigsten April hat das Ministerium Acker seine erste große That vollbracht. Der Ministerpräsident legte mit dringendsten Empfehlungen dem Reichsrath eine große Wasserstraßenbauvorlage vor. Es ist ein anerkennenswerth großartiger Plan. Das kanalarne Oesterreich, das nur ein einziges Exemplar dieser jetzt so populären Gattung von Verkehrswegen bis heute aufweist, soll nicht nur einen Kanal von der Donau zur Ober und von der Donau zur Moldau bekommen: es steht vielmehr ein ganzes Netz von Kanälen, die Donau, Ober, Elbe, Moldau, Weichsel und Dnjepr unter einander verbinden sollen, nun auf der Tagesordnung. Sechzehn Jahre, von 1904 bis 1920, soll der Bau dauern. Die Kosten sind auf 750 Millionen Kronen veranschlagt, so daß einschließlich der Kosten für die Vorbereitungsarbeiten das hübsche Stückchen von rund einer Milliarde Kronen ausgegeben werden dürfte. Dem Deutschen liegt der Vergleich dieses großen wirtschaftlichen Projektes mit der preussischen Kanalvorlage natürlich nahe. Schon eine Parallele zwischen der Stimmung der Bevölkerung in Preußen und der in Oesterreich ist wegen ihrer Gegenätzlichkeit interessant. Daß ein Plan von solchen Dimensionen auch in Oesterreich nicht ohne Gegnerschaft bleiben kann, ist selbstverständlich. Auch dort sind, genau wie in Preußen, die erbittertsten Kanalfeinde im agrarischen Lager zu suchen. Aber so weit man aus Zeitungsberichten überhaupt richtige Schlüsse auf die Stimmung der Völker ziehen kann, scheint selbst bei den Agrariern in Oesterreich der Widerstand keineswegs ein so einmüthiger zu sein wie in Preußen. Nicht charakteristisch war in dieser Hinsicht eine Versammlung, die am zehnten Mai von der österreichischen „Centralstelle zur Wahrung der land- und forstwirtschaftlichen Interessen beim Abschluß von Handelsverträgen“ abgehalten wurde. Der Referent erklärte sich nicht gegen die Kanalvorlage, sondern forderte eine ganze Reihe von Ergänzungsmahregeln, unter denen die Forderung, den Getreideterminhandel zu verbieten, um so den überfluthenden Import einzudämmen, besonders bemerkenswerth war. Eine diesem Wunsch entsprechende Resolution fand Annahme. Zu einer politischen Kardinalfrage wie in Preußen scheint also die österreichische Agrarpartei den Kampf um den Kanal nicht machen zu wollen. Dieser Unterschied erklärt sich wohl hauptsächlich daraus, daß eine traditionelle, fest geschlossene Junkerpartei wie in Preußen auf österreichischem

Boden schon deshalb nicht gedeihen kann, weil ein großer Theil des Hochadels stark industriell interessiert ist. Dazu kommt dann noch, daß die österreichischen Agrarier es nicht nöthig haben, sich selbst besonders herauszustellen, weil sie natürliche Bundesgenossen in den Ungarn besitzen. Sie können den Kanal ruhig bauen lassen, weil sie der ungarischen Unterstützung in Bezug auf den Getreidezoll beim Abschluß der Handelsverträge sicher sind. Außer den Agrariern scheint, so weit es sich nicht etwa um politische Gegnerschaft gegen das Cabinet Rörber handelt, der Kanalplan in Oesterreich nur Freunde zu haben. In der liberalen Presse schweigt man geradezu vor Entzücken und man weiß namentlich in den Handelstheilen aller österreichischen Blätter die Segnungen des Kanals nicht laut genug zu preisen. Ueberall spricht man von einer neuen Ära der österreichischen Wirtschaft. Diesen überschwänglich klingenden Jubel kann nur verstehen, wer sich erinnert, daß Oesterreich ein Land ist, in dem politische Zerküftung seit Jahren Handel und Wandel völlig gelähmt hat. Da richten sich nun all die zurückgebämmten Hoffnungen um so kräftiger wieder auf und ranken sich an den ins Ungeheure lockenden Summen empor, die für den Kanalbau ausgegeben werden sollen. Man hofft, daß die heimische Industrie dadurch wirksam gefördert wird. Und gewiß steckt hinter dem Jubel ein berechtigter Kern. Sicherlich kann eine Milliarde Kronen nicht ausgegeben werden, ohne daß in der Kasse der Industriellen ein sichtbarer Bodensatz davon zurückbleibt. Natürlich kann man einen solchen Verkehrsweg nicht projektiren, ohne daß gleichzeitig dort, wo die zukünftigen Ufer des Kanals zu denken sind, die Bodenspekulation übermüthig ihr Haupt regt. Und diese spekulativen Regungen, so wenig wünschenswerth sie auch in ihren Konsequenzen sind, haben doch das eine Gute, daß — um es populär auszudrücken — durch sie etwas Leben in die Wüste kommt.

Nur sollte die schwarzgelbe Begeisterung sich nicht allzu kritiklos über die in Oesterreich bestehenden Zustände hinwegsetzen. Ich will nicht bestreiten, daß die künftigen Kanalhäfen neue Centren reger Betriebsamkeit werden. Aber man sollte den Begeisterten immer und immer wieder die Geschichte von dem Bäuerlein erzählen, das sich eine Brille kaufte und nun höchst verwundert war, da es trotz der Brille die Buchstaben nicht deuten konnte. Der Kanal ist, wie die Brille, nur ein Hilfsmittel, das die Ausnutzung einer schon bestehenden Grundlage erleichtern, aber niemals eine Grundlage selbst schaffen kann. Wenn in Oesterreich Schaffenskraft wäre, so hätte sie sich, angesichts des weitverzweigten Eisenbahnnetzes und der verfügbaren Kapitalien, auch ohne den Kanal entwickeln können. Der Grund für die Lähmung des wirtschaftlichen Organismus in Oesterreich liegt im Konflikt der Nationalitäten, liegt in der Verbannung der Volksmassen durch die Geistlichen, liegt in ihrer Ausraubung durch den Adel; das wirtschaftliche Vertrauen ist durch die politischen Wirren auf ein Minimum herabgedrückt worden. Ein Land, dessen Parlament seine Sitzungstage mit Kindereien ausfüllt, taugt nicht zu ernster wirtschaftlicher Arbeit. Das kann besser werden, wenn die Bevölkerung sich aufrafft und zur Einsicht kommt. Das wird aber niemals besser durch den Kanal. Und wenn das Reich von Kanälen Oesterreichs Wien zu einer Zeit durchschneiden sollte, wo die innerpolitischen Zustände nicht von Grund aus andere geworden sind, so wird auch der Kanal nichts nützen, wird das Geld verthan sein. Das scheint mir das Hauptbedenken gegen den österreichischen Kanal. Denn wirklich

allgemein wirtschaftliche Bedenken giebt es jedenfalls sehr wenige; auch darin unterscheidet sich das österreicherische Kanalprojekt ganz wesentlich vom preussischen. In Deutschland sind zwar die politisch fortschrittlich gesinnten Leute fast durchweg keine Kanalseinde, aber ein großer und gerade der aufgeklärteste Theil von ihnen sträubt sich mit Recht, in den unbedingten allgemeinen Kanaljubel einzustimmen. Denn unter dem agrarischen Bedenken ist zum Mindesten eins von so hoher Wichtigkeit, daß es von Keinem verkannt werden kann. Die Propaganda für den Kanal wird bei uns in viel zu apodiktischer Weise betrieben. Man kann nach reiflicher Erwägung den Kanalbau für wirtschaftlich nothwendig halten, darf aber trotzdem nicht verkennen, daß besonders die finanzielle Seite des Planes nicht so glatt ist, wie den Volksmassen im Allgemeinen vorgezwängt wird. Es ist doch gar nicht ausgeschlossen, daß die Eisenbahneinnahmen, wenigstens in der ersten Zeit, unter der Konkurrenz des Kanals leiden und während der ersten Jahre diese Fehlbeiträge auf dem einen oder dem anderen Wege durch Steuern aufzubringen sein werden. Diese Bedenken fallen aber für Oesterreich vollkommen weg, weil dort die meisten Eisenbahnen noch im Privatbesitz sind. Dieses Land erleidet also durch den Kanalbau keinen wesentlichen Ausfall an Staatseinnahmen, sondern ihm winkt sogar noch, wie es auch der frühere Finanzminister Raizl andeutet, der Vortheil, die Einnahmen seiner Privatbahnen zu vermindern und dadurch den späteren Verstaatlichungspreis zu drücken. Wenn das österreicherische Ministerium weiß, was es will, so läßt es bis zum Bau des Kanals die Hand von allen Verstaatlichungsplänen, um späteren Generationen durch die jetzige Passivität aktiv vorzuarbeiten. Eine nicht unwichtige Seite der Frage ist ferner die der Geldbeschaffung. Oesterreich muß bis zum Jahr 1920 etwa eine Milliarde Kronen in vierprozentigen Anleihen begeben. Der Anfang soll schon in den nächsten Tagen mit etwa 200 Millionen Kronen gemacht werden. Eine Milliarde, auf zwanzig Jahre vertheilt, ist nicht viel, wenigstens für jeden anderen Staat. Man hört jetzt vielfach die Frage aufwerfen: Hat Oesterreich überhaupt noch den Kredit, den es braucht? Die Frage so zu stellen, wäre unsinnig; denn schließlich findet ein Staat wie Oesterreich immer noch Leute, die vorgehen. Selbstverständlich aber betrifft die Frage das „Wie“. Zweifellos wird die Rothschildgruppe mindestens die erste Rate der Anleihe willig übernehmen. Sie wird wahrscheinlich auch den Rest, unter der Bedingung, daß die Rente nicht unter ein gewisses Niveau sinkt, in Option nehmen. Aber für die Zukunft dieser Anleihe ist natürlich die Frage sehr wichtig, wie es der Rothschildgruppe mit der ersten Anleihe ergehen wird. Könnte sie ohne Weiteres darauf rechnen, die ganze Summe oder einen beträchtlichen Theil davon in Oesterreich selbst unterzubringen, so wäre das Geschäft recht ungefährlich. Aber Das kann sie nicht. Die österreicherische Presse giebt sich darüber sehr bedauerlichen Täuschungen hin. Sie erklärt: ein Land, das jetzt vier Jahre schon so gut wie ohne Parlament regirt wird und das während dieser ganzen Zeit keine Anleihen aufgenommen hat, habe eine so außerordentliche Kraft in sich aufgespeichert, daß durch die Ueberschüsse der jährlichen Sparkraft die Anleihen aufgenommen werden können. Das mag vielleicht richtig sein, wenn man die augenblicklich noch immer verhältnißmäßig günstige Konjunktur als dauernd betrachtet. Aber die Konjunktur befindet sich in Deutschland auf stark abschüssiger Bahn; und davon kann Oesterreich nicht unberührt bleiben. In Oesterreich werden sich die schlechten Jahre noch viel empfindlicher bemerkbar machen, weil ihnen nicht die fetten, die wir in Deutschland gehabt

haben, vorangegangen ist. Ferner ist in Betracht zu ziehen, daß allerdings der österreichische Staat Kapitalisten mit Anleihen verschont, daß aber Ungarn nicht in der selben Weise hausgehalten hat; daß ferner einzelne österreichische Städte, vor Allem die Wiener und die pester Kommune, gerade jetzt den Wunsch haben, größere Anleihen abzuschließen. Ob unter solchen Umständen von einer Aufspeicherung der Sparkraft in Oesterreich selbst die Rede sein kann, ist doch fraglich. Auch müßte nachgewiesen werden, daß die Stagnation in der Schuldenaufnahme für die Staaten ein Glück ist. Ein Staat mit reger wirthschaftlicher Thätigkeit kommt über die Schuldenwirthschaft nur bei einem vorzüglichen Steuersystem hinweg. Da ein solches Steuersystem in Oesterreich nicht besteht, so ist die Schuldenfreiheit der letzten Jahre mehr als ein Hinweis auf das völlige Darniederliegen von Handel und Wandel. Schon deshalb hat Oesterreich auch nicht die Kapitalbildungen aufzuweisen, die nothwendig wären, um große Anleihen aufzusaugen. Und selbst wenn das Kapital in Oesterreich vorhanden wäre, so dürfte man sehr daran zweifeln, ob gerade der solide österreichische Kapitalist sein Geld in der Rente seines Vaterlandes anlegen wird: ihm fehlt das Vertrauen dazu. Oesterreich wird deshalb nach menschlicher Voraussicht darauf angewiesen sein, den größten Theil seiner Rente im Ausland abzusehen. Aber auch hier fehlt das Vertrauen zum Habsburgerreich. Dieses Vertrauen ist weniger durch die politischen Wirrnisse als namentlich durch die früheren Couponprozesse und die verschiedenen Südbahnaffairen außerordentlich erschüttert worden. Und was den deutschen Markt betrifft, auf den Oesterreich naturgemäß angewiesen ist, so sprechen hier Umstände mit, die in der Natur dieser Märkte selbst liegen. Wir gehen einer schlechten Konjunktur entgegen. Unsere Kommunen, ja, selbst unsere staatlichen Zwangsgemeinschaften stellen an unsere Kapitalkraft große Ansprüche. Dazu kommt, daß in Deutschland gerade jetzt Millionen durch verfehlte Spekulationen und den Zusammenbruch der Pfandbriefbanken verloren worden sind. Während in den Jahren der Hochkonjunktur auf den verhältnismäßig winzigen Theil des Kapitalvermögens, der in Aktien angelegt ist, recht stattliche Summen verdient wurden, sind gerade die Milliarden der deutschen Anlagkapitalien von herben Verlusten betroffen worden. So haben allein die Besitzer von dreiprozentigen preussischen Konsols innerhalb weniger Jahre 16 Prozent eingebüßt. Dadurch ist natürlich an sich schon die Lust, nun gar noch ausländische Staatspapiere zu erwerben, vermindert worden. Diese fehhafsten Kapitalbesitzer kommen daher für österreichische Wertpapiere fast gar nicht in Betracht; sie können nicht daran denken, jetzt mit Verlust zu verkaufen, sondern müssen, in der ganz richtigen Erkenntniß, daß schließlich die naturgemäße Verbilligung des Zinsfußes die Anleihen wieder in die Höhe treiben wird, bis zu besseren Kursen warten. Das Alles wird Oesterreich, das ohnehin schon etwa 9 Millionen Kronen Staatsschulden gehäuft hat, bei der Finanzierung seines neuen großen Projektes zu berücksichtigen haben. Im Uebrigen wird dessen Schicksal eben von den Erfahrungen abhängen, die die Rothschildgruppe mit der Uebernahme der ersten Anleiherate machen wird. Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese Erfahrungen sie in Zukunft zu bedeutend billigeren Uebernahmegeboten zwingen.



## Marcella Sembrich.

Fast wehmüthige Schauer der Wollust beschlichen mich, als ich jüngst, nach Jahren dankbarster Erinnerung, die große Sängerin wiederhörte. Ein Lebensalter singender und sagender Kunst lag dazwischen; eine Entwicklung, die den Genuß der Haut, der Falte, der Oberfläche, des schönen Scheines fast zum Verbrechen stempelte. Unerhörtes war inzwischen gesagt und gethan worden; auch auf der Bühne. Da thürmten sich Erschütterungen bis zu Himmelshöhe über einander und die Seele ward mit allen Ausdrucksmitteln in Wort und Klang, die gewaltthätige Genies erinnern konnten, zerrissen und zerrieben. Die Kunst, die im Gegensatz zum Leben sonst heiter gepriesen wurde, war gräßlich ernst geworden; Illusion und Wirklichkeit hatten sich vermenget und überall hin, bis in die Stunden der Andacht und Erhebung, verfolgten Einen die bleichen Schatten der Lebenstrübsel.

Das Alles mußte natürlich so kommen, wie wir nach geschehener Entwicklung zu verkünden pflegen. Aber zu Zeiten beschleicht Einen doch das Gefühl, mit jedem Schritt vorwärts einen unwiderbringlichen Verlust erlitten zu haben. Von der Epoche der klassischen italienischen und der Großen Oper, von der Herrschaft Rossinis und Meyerbeers, des Hergefanges und der großen Arie trennt uns ein Name: Richard Wagner. Abgründe liegen dazwischen. Aber schon beginnen kritische Regungen die Freude an der Hinterlassenschaft des großen bayreuther Meisters zu trüben. Die ideale Ferne seiner Stoffe und Gestalten verbürgte fast allein schon die poetische Illusion. Aber durch die erschöpfende Wahrheit seiner Charakteristik, durch sein Wählen im Tiefsten, Untersten, Bestecktesten der Seele, durch die Permanenz seines Pathos zerrüttet er auf die Dauer mehr, als daß er befreit. Aus der Partitur auf die Bühne gehoben und von singenden Romoedianten versinnlicht, wirkt er darum nicht selten peinigend; denn die Sänger, statt durch den Zauber des Stimmklanges und rein musikalische Phrasirung zu mäßigen, die schroffsten Accente zu mildern und jede Erinnerung an die gemeine Wirklichkeit durch Idealisierung unmöglich zu verschweigen, überschreiten durch ihren keuchenden, schwipenden, schreienden Realismus und ihr beständiges „Außer-sich-Sein“ in Ueberde und Ueberthe die Grenze zur Karikatur. Und dabei war Wagner Gipfel und Ende einer Entwicklung. Seitdem deutsche Decadence und italienischer Verismo. Daher die unstillbare Sehnsucht nach schöner Form und schönem Schein; nach dem Sünden der Kunst, nach neuen Wärmequellen für vereiste Sinne.

Man sollte meinen, daß eine Sängerin, die diesen Sünden in der Kehle trägt, die mit den Schmeichellängen ihrer so unsagbar süßen und reinen Stimme erwärmt, ohne zu versengen, erheitert und erhöht, ohne zu verblüthern, die mit dem Beschmeide ihrer Koloratur entzückt, statt, wie ihre zwei bis drei Kolleginnen, zu blenden und zu verblüthen, und durch das Gleichmaß einer rein musikalisch gestimmten Natur davor behütet wird, die Befehle des guten Geschmacks zu verletzen, ohne doch wieder zu kalt, seelen- oder bedeutungslos zu werden: daß einem solchen Glücksfall unter den heutigen Sängerinnen von den bedorzugten Berlinern Kränze gewunden und Mäure gebaut werden. Diese Erwartung hat leider, gegen alle Voraussicht, getäuscht. Die Guten, die die Sembrich herablassend ihren Diebling nennen

und ihr in Schaaren zuzubeln, wenn sie gastirend einem deutschen Ensemble sich einfügt, schreht offenbar die Stil- und Spracheinheit, die die große Künstlerin als Rahmen für ihre Leistungen für nöthig erachtet hat. Zwar steigt die Theiligung merklich von Aufführung zu Aufführung. Man spricht von der Sembriechtruppe und weiß zu rühmen, daß sie schätzbare Kräfte auch neben der Diva in sich schließt — Künstler wie Tavecchio, Arimondi, Venjande —, konstatirt auch mit Befriedigung, daß der Gefeierten auf ihren vielen Kunst- und Weltfahrten die Grazien treu geblieben sind; aber ihr Unternehmen zu stützen, das von einem edlen, geschäftswidrigen Prinzip getragen wird: dazu fühlen sich nur Wenige aufgelegt. Möglich, daß die gar hohen Eintrittspreise abschrecken; möglich auch, daß der Ueberfülle anderer künstlerischer Lockmittel die Elite der Berliner — und welcher Berliner gehörte nicht dazu? — erliegt: der „Großen Berliner“, dem Ueberbrettel, der Frühjahrsparade, den Galavorstellungen . . .

Solche Erfahrungen pflegen vor Allem große und bescheidene Künstler zu verstimmen. Denn, wahrlich, groß und bescheiden darf man sie nennen, der Alles abgeht, was den Begriff der Koloraturfängerin peinlich macht. Die so wunderbar ausgefeilte und mit wahrer Instinktsicherheit beherrschte Technik gilt ihr nichts; sie ist zwar nicht Lebenssache, aber schließlich doch nur Sache: stets dient sie der musikalischen Idee. Die musikalische Intelligenz der Sembriech wäre an sich schon ungemöhnlich: unter Sängertinnen ist sie ein Phänomen. Sie phrasirt so persönlich, so frei und doch so eng dem vorgeschriebenen Rhythmus sich anschmiegend, daß man sich an die reizvollsten Instrumentalkünstler erinnert fühlt, — denen freilich das Instrument dieser begnadeten Frau nicht zur Verfügung steht. Ob sie in die Regionen der dreigestrichenen Oktave emporsteigt oder im Taumel der großen Arie Läufe und Staccati ausschüttet: stets drängt ein leise vibrierender Seelenton an das horchende Ohr des entzückten Hörers. Es ist begreiflich, daß eine solche Künstlerin, nachdem sie Weltruf erlangt hat, sich ganz als Priesterin ihrer Kunst fühlt und die Schwierigkeiten nicht versteht, die ihrem so verdienstvollen Willen sich beim ersten Versuch entgegenstellen. Ich hoffe aber, daß die Frische der Sembriech, deren Kunst und Stimme in wahrer Maienblüthe prangt, sie überwinden wird, ich erwarte aber auch, daß die berufene Fachkritik die Hoftheaterintendanten auf die Pflicht verweisen wird, sie, ehe es zu spät ist, der deutschen Oper dauernd zu gewinnen. Frau Sembriech beherrscht — sie hat es in Oratorien und Konzerten oft bewiesen — das Deutsche vollkommen, daher liegt kein Gedanke näher, als sie zur Mozartpflege dauernd an eine große Bühne zu fesseln. Ob solchen Zwecken gegenüber nicht große Geldopfer gering wären? Unsere Sänger und Sängertinnen verstehen Mozart nicht mehr; sie fassen ihn zu plump, zu dorb an und können das Melodische nicht charakteristisch färben, ohne es zu zerföhren. So geht Mozart einem langsamen, aber sicheren Tode entgegen. Aber auch die Perlen der komischen Oper Italiens, der Barbier, Don Pasquale, der Liebestrank, die Tochter des Regiments — sie wären der Erhaltung wohl werth, wenn Diejenigen da wären, die sie durch ihre Kunst zu erhalten vermöchten. Wem aber wäre diese Gabe in stärkerem Maße verliehen als Pragebe Marcelline Sembriech-Rochanska? S.